

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Parallipomena	325
Religiöse Grundtypen Von Ludwig Stein	342
Abend. Von Theodor Suse	348
Ein Straußenhandel. Von Herbert George Wells	349
Der polnische Schulstreik. Von Karl Jenisch	352
Witlkampfeigen. Von Woljogern, Duche, Bloem, Gersung	354
Hüttengehen. Von Leben	359

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3 a.

1906.

Die Hypotheken-Abteilung des Bankhauses **Carl Neuburger,**

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen
Befreiung zu zeitgemäßem Zinsfuss nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber
völlig kostenfrei.

An- und Verkauf von Grundstücken

9-4 Uhr.

Carlton Hotels & Astoria
Restaurant früher *Kons*
 Berlin
 Unter den Linden 32.



The Cleopatra Cigarette Company Cairo

General-Vertreter für Deutschland

FRITZ STANGEN, Berlin-Wilmersdorf

Uhland-Strasse 138/9.

Fernsprecher
Amt Wilmersdorf No. 652.

Selzer

Laurence & Co., Hoff.



Natürl. Mineralwasser.

Erfrischung. **Selzer** Gesundheit.

= Das beste wohlbekömmlichste Mineralwasser =
Jahres-Consum 4 Millionen Flaschen.

General-Vertretung:

C. A. Gustavus Inh.: **A. Pause,** Schöneberger Ufer 23.

Fernsprecher: Amt 6 No. 2810. Amt 9 No. 5316.

Man verlange
stets

Grosskarbener Selzer.



Der **Orthozentrische „Ideal“-Kneifer** ist geschätzt u. der anerkannt-beste. Verblüffend einfach, hocheleg., v. hervorragendem Aesthet. empf. Feder u. Stege sind eins. Beseitigt Sehstörung durch **korrekte stabile Zentrierung**; lehrhafte Zentrierung verursacht Schielen. Sitzt sehr fest, leicht und überbrückt Tränenkanäle. Prospekt gratis. Alleinverkauf nur: **Orthozentrische Kneifer Ges. m. b. H., Berlin W., Potsdamerstrasse 132, 3 Min. v. Potsdamerpt.** Man achte genau auf Firma. Komplette Nachträge nur besserer Optiker und Feldstecher, welche durch spezielle Korrekturen fehlerhafte und unter sich verschiedene Augen individuell angepasst wurden.

MULTIPLEX
Gasfernzündler

**DER BESTE DER WELT
HIER IM BETRIEB ZU SEHEN**



Dieses Plakat finden Sie bei den Vertretern d. „Multiplex“-Intern. Gaszönder-Ges., Berlin W. 8. Diese Ges. nennt auf Anfragen gerne die Namen ihrer Vertreter an allen Plätzen.



Berlin, den 1. Dezember 1906.

Paralipomena.

Florian Alexander von Stablewski ist gestorben. Er hat länger als Graf Mieczislaw Halka von Ledochowski, länger als dessen Nachfolger Julius Dinder über das Erzbisthum Gnesen-Posen geherrscht; auf der posener Dominsel aber nicht mehr Freude erlebt als diese in der Wesensart völlig verschiedenen Männer. Noch weniger Freude vielleicht. Ledochowski erhielt schon in der Provinz Posen den Purpur des Kardinals und wurde von der hitzigen Liebe seiner Landsleute noch umjubelt, als er, am dritten Februar 1874, nach Ostrowo ins Gefängniß mußte; blieb als Gefangener, blieb in Rom bis ins Jahr 1886 seiner Slavengemeinde immer der verehrte Primas von Polen. Dinder, dessen fast lutherisch prunkloser Wandel der schaulustigen Menge mißfiel und der den adeligen und geistlichen Exponenten polnischer Hoffnungen stets der unzuverlässige Fremdling war, fand manchmal doch in Berlin Anerkennung; auch bei den Mächtigen des Vatikans meist das richtige Augenmaß für die Schwierigkeit seiner Stellung. Stablewski hats Keinem recht gemacht; unter den Deutschen heftige Feindschaft, unter den Polen nur laue Freunde gefunden; auch der kluge Leo war nicht immer mit ihm zufrieden. Und der Tag seiner Ernennung war auf den Rittergütern des Adels und in den Proletarierkasernen der Walischei 1891 doch wie ein nationales Fest gefeiert worden. Endlich gebot wieder ein Pole in dem Bereich, in dem Adalbert einst den Preußen das Christenthum gepredigt hatte. Stablewski selbst glaubte sich gesandt, der Dioikesis, der Provinz, dem ganzen unterm schwarzen Adler lebenden Polenvolk den Frieden zu bringen. Vor vierzehn Jahren habe ich einmal bei ihm gegessen und ihm nach Tisch dann lange zugehört. Er wohnte erst ein paar Monate im Erzbischöflichen Palast und gleich, trotz dem rothen Kleide, dem Kreuz und dem

Ring, in jedem Wesenszug nach dem Abgeordneten für Schrimm: Schroda-Breschen, der sich in berliner Kaffeehäusern und Weinstuben, ohne dem Glaubensbekenntniß seiner Begleiter nachzufragen, wie ein fröhliches Weltkind amüsirt hatte. Er gab sich schlicht, sprach sachverständig über Weine und Schnäpöchen und ließ, ohne Vorse, merken, daß die ungenirteste Unterhaltung ihm die liebste sei. Geriet er nur in Hitze, wenn er über Bismarcks „Polenhas“ redete; und zweifelte gar nicht, daß seine Mission gelingen werde. „Nur Jahrzehnte verständiger Arbeit können hier freilich die Gegensätze mildern. Ich darf von mir sagen, daß ich tolerant bin. Ich verkehre viel mit Deutschen, habe unter ihnen gute Freunde, kaufe, wo es am Besten und am Billigsten ist, und halte jedes andere Prinzip für falsch. Was will Ihr Bismarck denn mit uns anfangen? Auch er könnte uns nicht auf Schubkarren über die Grenze schaffen; müßte sich also um einen *modus vivendi* bemühen. Die Elsäßer durften, als sie an Frankreich gefallen waren, ihre deutsche Sprache und Sitte bewahren; deshalb liebten sie ihr neues Vaterland und deshalb ist die Wiedervereinigung mit der alten Heimath ihnen nicht leicht geworden. Macht man hier anders, dann entsteht im Osten des Reiches ein deutsches Irland, das sich von der Weichsel eines Tages bis nach Oberschlesien ausdehnen wird. Ohne Ueberhebung kann ich sagen, daß ich, bei einigermaßen vernünftigem Entgegenkommen, mehr zu leisten vermag als mein Vorgänger, der, als Deutscher, ängstlich den Schein unfreundlicher Gesinnung gegen die Polen meiden mußte. Ich gebe mich weder mit „großpolnischen Tendenzen“ noch mit „Hospolitif“ ab, sondern sage Allen, die auf mich hören: Deutsche und Polen sind hier auf einander angewiesen, müssen einträchtig mit einander auskommen. Daß wir Polen die Wahrung unserer religiösen und nationalen Rechte fordern, kann kein Unbefangener uns verdenken. Dem Deuththum giebt ja schon der große Apparat der Verwaltung eine sichere Uebermacht. Die klugen Leute, die immer schreien, wir würden, wenn man uns den kleinen Finger reicht, die ganze Hand nehmen, sollten bedenken, daß wir einstweilen noch auf den kleinen Finger warten. In den unteren Schulklassen haben wir (Herr Dr. Vosse hat sich selbst davon überzeugt) keinen Taubstummenunterricht; der Lehrer muß auf den Gegenstand deuten, dessen Namen er seinen Schülern einprägen will. Selbst die Lehren der Religion kann sich das polnische Kind nicht überall in der Muttersprache aneignen. Ist's etwa zu viel verlangt, wenn wir in jeder Woche zwei Stunden für die polnische Sprache fordern? Die Schreier finden's; sie sehen schon eine unserer „Unersättlichkeit“ bewilligte Konzession darin, daß die polnischen Kinder privatim und auf Kosten ihrer Eltern die Muttersprache erlernen dürfen. Die Oeffentliche Meinung muß zu gesun-

der Vernunft zurückkehren. Wir wollen den Frieden und werden ihn erreichen, wenn die Regierung sich nicht einschüchtern läßt.“ Als Bismarck diese Sätze gehört hatte, sagte er, im September 1892: „Die Tonart kenne ich. Die ist nur für den Anfang; sie soll den Kaiser und die Regierung beschwichtigen. Ledochowski hat auch sehr geschickt angefangen; aber mein Nachfolger brauchte mich doch nicht gerade da zu kopiren, wo ich einen Fehler gemacht habe. Als ich mich in Rom nach Ledochowski erkundigt hatte, schrieb mir Pius der Neunte: ‚Ich biete Ihnen einen Edelstein und Sie schicken erst noch zum Juwelier, um ihn taxiren zu lassen!‘ Und nachher mußte ich den Edelstein fassen; er blieb der Selbe, der er in Bogota gewesen war, und wurde erst in Ostrowo etwas stiller. Persönlich habe ich gegen Stablewski nichts (obwohl er im Kulturkampf ja unter den Wildesten war); aber seine Ernennung ermuthigte die polnischen Wünsche; und solche Ermuthigung vertragen die gewalthätigen Elemente unter den Polen nicht. Sie zeigen uns freundliche Gesichter, weil sie wünschen, daß wir Rußland schlagen und ihnen, den nicht mal acht Millionen Polen, die es giebt, das ganze Gebiet der Ruthenen und Weißrussen restituiren, so etwa Das, was sie im vierzehnten Jahrhundert bei der Theilung Rußlands in die Tasche gesteckt haben, bis über Kiew, Tschernigow und Smolenssk hinaus. Wo man den Polen aber als Herrn kennen gelernt hat, ist man nach einer Erneuerung dieser Bekanntschaft nicht begierig. Der polnische Bauer, der sich auf unsern Schlachtfeldern tapfer bewährt hat, ist ganz zufrieden mit den Vortheilen der germanischen Kultur und dankt bestens für die Wiederkehr der Adels Herrschaft. Und wir, die, in unserer exponirten Stellung, uns den Luxus slavischer oder römischer Nebenregierungen nicht gestatten können, wir wollen am Ende doch nicht einen Krieg gegen Rußland führen, um die Republik Polen unseligen Andenkens wiederherzustellen. Darauf läuft die ganze Geschichte aber hinaus: die Polen betrachten Posen und Westpreußen nur als ein Uebungsterrain, auf dem sie ihre nationalen Besonderheiten hübsch bewahren können, um sie dann, wenn wir, wie sie hoffen, Rußland geschlagen haben, in einem slavischen Staat mit antigermanischer und antiprotestantischer Spitze weiter zu pflanzen.“

Dem Ministerpräsidenten Fürsten Bismarck, der die Polenfraktion zu offenem Verzicht auf die Wiederherstellung des Sagenlandes aufforderte, hatte Stablewski im Landtag zugerufen: *Deus mirabilis, fortuna variabilis!* In den zwei Jahrzehnten, die er danach noch durchleben durfte, sah er manches Wunder und manche Wandlung. Als Ledochowski sich gegen das preussische Regiment bäumte, war der zweiunddreißigjährige Herr Florian, weil er sich geweigert hatte, polnischen Kindern die Lehren der Römischkirche in deut-

scher Sprache vorzutragen, aus dem Gymnasialdienst geschieden und in Preussischer Propst geworden: und ward nun ins rothe Gewand des Primas von Polen gekleidet. In Oesterreich wuchs die Macht des Polenklubs über alles Erwarten hinaus und ein Pole wurde Kalnoys Nachfolger. In Preussen kamen polnische Edelleute wieder in die Hofsonne; entstand eine polnische Bourgeoisie, die sich rasch bereichern konnte; wurden für die Industrie so viele Hände gebraucht, daß an der Wasserkante, an Elbe und Rhein bald polnische Dörfer, polnische Arbeiterkolonien zu finden waren. Die österreichische und die preussische Konkurrenz zwang schließlich auch Rußland zu einem sanfteren System; und der Versuch, für den Peter Schumalow den letzten Kraftrest einsetzte, hatte so guten Erfolg, daß die Zeit der Putzche und Attentate keinen Polenaufstand brachte. Nur bei uns hat die Ruhe nicht lange gedauert. Heute sind wir ungefähr wieder so weit wie in den Tagen des Kulturkampfes. Könnte der „psychologische Mißgriff“ einem klugen Minister wieder, wie dem ersten Kanzler vor zwanzig Jahren, „an dem Bild ehrlicher, aber ungeschickter preussischer Gendarmen klar werden, die mit Sporen und Schleppsäbel hinter gewandten und leichtfüßigen Priestern durch Hinterthüren und Schlafzimmer nachsetzten.“ Heute müssen die ehrlichen, aber ungeschickten Gendarmen schon in der Kinderstube die Staatshoheit wahren. Müßen; sonst höhnt der weiße den schwarzen Adler.

Stablewskis Schuld? Nicht in dem Umfang, wie man behauptet hat. Nach Allem, was ich von ihm und über ihn gehört habe, war er nicht der „fanatische Pole“, der „Zelot“ der Legende. Mehr Priester als Pole (auch als er 1900 für den bomster Kandidaten des Centrums und der Polenfraktion gegen den von den deutschen Katholiken aufgestellten Pfarrer Krzesinski auftrat). Ein Mann, der seine Ruhe liebte und gern mit den berliner Herren in Frieden gelebt hätte. Weder groß noch stark; und von geringerem Diplomatentalent als der Kollege Kopp. Seit Jahren so krank, daß er sich mit dem Schein der Herrschaft begnügen mußte. Wer weiß, ob auch nur die Berufung auf das Tridentinum, durch die Preussen auf die Stufe heidnischer Barbarenländer erniedert wurde, von ihm ausging, nicht aus Rom ihm diktiert war? Die Herren Wladimir Ledochowski und Kaver Bernz von der Gesellschaft Jesu sind gewiß um Rath gefragt worden; vielleicht hat auch die kralauer Eminenz Jan Rnjaz di Koscielski Puzyna mitgewirkt. Wenns nach Stablewskis Wunsch gegangen wäre, hätten wir in der Ostmark erträgliche Zustände. Doch selbst in gesunden Tagen war er nicht der Mann, sich dem nationalen Willen entgegenzustemmen. Von allen Seiten ward er bedrängt. Bist Du ein Pole, hießes, und läßt Deine Volksgenossen mißhandeln? Dem Adel imponierte der *prêtre parvenu* nicht;

schien er, mit seinem Ruhebedürfniß, bald auch als Werkzeug nicht brauchbar. Die vordringende Demokratie fand ihn zu schlaff; warf ihm vor, er lavire allzu gern und scheue den Kerker von Ostromo ängstlicher, als einem streitbaren Kirchenfürsten ziemt. Von Zeit zu Zeit mußte er einen Satz sprechen oder schreiben, der unten der Menge gefiel; sonst wäre er unmöglich geworden. Er hats Keinem recht gemacht; und auf der Dominel drei Lustren lang die Fehler der Berliner bestöhnt. Nicht ohne Grund. Heute wurden die Polen gestreichelt und, als Helfer bei Militär- und Marinevorlagen, mit Orden geschmückt, morgen „sarmatische Schweine“ gescholten. Das verträgt kein Volk. Das deutsche Kolonialgebiet, das wichtigste, an der Barthe und an der Weichsel, ist eben so unverständig regiert worden wie das afrikanische; und die Folgen sind hier nun nicht minder fühlbar als dort. Zu viel Gerede; und die praktische Leistung zum Erbarmen gering. Die nationale Gefahr kann nur beseitigt werden, wenn die Deutschen der Ostmark die wirthschaftliche Uebermacht gewinnen. Dazu muß die Regierung ihnen den Weg bahnen. Alle anderen Maßregeln werden unwirksam bleiben; auch alle Schicanen. Schon weil die Polen sich auf den Fels betrieglüchtet haben und das Centrum ihnen, um nicht ein Halbduzend Mandate zu verlieren, beistehen muß. Daß dieser Fels nicht von Bütteln zu stürmen ist, hat selbst Bismarck erfahren. Als Stablewski vor seinem König stand, sprach er das stolze Wort: *Stat crux, dum volvitur orbis!*

Nun wird natürlich ein deutscher Priester Erzbischof von Gnesen und Posen. Leicht wird auch ers nicht haben; und wir werden das selbe Wuthgekreisch hören wie nach Dinders Wahl. Wars nöthig? Die Hoffnung, wieder einen Mann ihres Stammes auf Adalberts Stuhl zu sehen, hatten die preussischen Polen eingefahrt. Underthalb Jahre nach Bismarcks Entlassung hat sie die Linnen geprängt. „Die unselige Zeit des Fürsten Bismarck ist zu Ende. Den Thron hat ein Monarch bestiegen, der auf der Höhe seiner Zeit und seiner Aufgabe steht. Das hochherzige Werk dieses Monarchen bedrohen von zwei Seiten Gefahren. Er soll das Christenthum, die gesellschaftliche Ordnung, das monarchische Prinzip schirmen; und die Welt des Ostens bedroht ihn und seine Ziele. Wo ist nun unser Platz? Das lehrt unsere Geschichte, unsere Erziehung, unsere Kultur. Wir Polen sind Söhne des Westens.“ So hatte, mit unzweideutiger Wendung gegen Rußland, der wreschener Propst auf dem Katholikentag gesprochen. Das genügte dem General von Caprivi, genügte dem König von Preußen. Ein Mann, der Bismarck haßt, Wilhelm bewundert, in dem Zaren den Erzfeind sieht: unser Mann. Herr von Stablewski, der Pole, der Sohn eines Offiziers, der unter Frankreichs Fahne gedient hatte, konnte Erz-

bischof von Gnesen und Posen werden. Das wurde im Advent 1891 beschlossen. Heute haben wir die Bescherung. Haben, weil nicht stetig und klug regiert worden ist, den Schulkandal (in dem jetzt das Ansehen des Staates auf dem Kinderspiel steht) und anderen Aerger; haben vor der Welt das Odium, daß Preußen seine Polen schlechter behandelt als Rußland. So herrlich weit haben wirs mit der von tausend Zungen gepriesenen „Politik der Versöhnung“ gebracht.

Ist sie nun endgiltig aufgegeben? Nach den Reden, die wir am vierzehnten Novembertag aus dem Munde des Reichskanzlers gehört haben, kann die Antwort nur lauten: Nein. Auf diese Reden ist im Parlament nicht deutlich geantwortet worden; konnte so, wie wirs wünschen müßten, auch nicht geantwortet werden. Die Fraktionen sind an die Beschäftigung mit Auswärtiger Politik noch nicht gewöhnt. Im Nebenamt läßt solche Arbeit sich nicht leisten. Wer sie auf sich nimmt, muß von anderer Bürde frei bleiben. Ist denn nicht möglich, in jeder Fraktion zwei, drei Männer zu finden, die sich in diese Arbeit theilen? Der Eine mag sich um die Westmächte, der Andere um die Kaiserreiche des Ostens und um den Balkan, der Dritte um die überseeischen Länder kümmern. Jeder der Drei müßte alles der Beachtung irgendwie Werthe lesen, das über seine Interessensphäre gedruckt wird; müßte die Länder, die Menschen kennen lernen, über deren politisches Wollen er als Erwählter zu urtheilen hat. Herr Dr. Spahn hat gesagt, solches Urtheil sei nur möglich, wenn dem Reichstag mehr „diplomatisches Material“ vorgelegt werde, als bisher bei uns üblich war. „Der Herr Reichskanzler sollte sich zur Pflicht machen und einführen, daß nach jeder Aktion in jedem Fall dem Reichstag Mittheilungen gemacht würden durch Publikation der Urkunden, die ohne Schädigung der Interessen des Reiches veröffentlicht werden können, damit der Reichstag in der Lage ist, selbst zu prüfen und Stellung zu nehmen in allen Fragen, die uns in der Auswärtigen Politik beschäftigen.“ Ich glaube nicht, daß die Erfüllung dieses Wunsches (der wohl nicht ohne Billigung des Kanzlers ausgesprochen wurde) uns ernsthaften Nutzen brächte. Welche Urkunden „ohne Schädigung der Interessen des Reiches“ ans Licht gebracht werden können: Das haben die regierenden Herren zu entscheiden; und eine Bankrotterklärung, schon das Eingeständniß schwerer Fehler würde die Reichsinteressen schädigen. Mit den anodinen Urkunden, die veröffentlicht werden, wenn eine Staatsaktion ihr Ende erreicht hat, ist nichts Rechtes anzufangen. Die für die Diplomachie gewählte Taktik wird stets schwer erkennbar sein; und der Bericht eines Führers, der im Dickicht kommandirt hat, ist nicht werthvoller als die Aussage einer Prozeßpartei.

Suft vor einem Jahr sagte ich hier: „Die Kritik der Auswärtigen Angelegenheiten ist schwerer als jede andere; man muß Etwas gelernt und ohne Pause ernsthaft gearbeitet haben, um mitreden zu können. Wer bequemt sich in solches Joch? Die Meisten sind schon froh, wenn sie die wichtigsten Vorlagen durchblättern haben. Da deutsche Abgeordnete noch immer nicht hoffen dürfen, eines Tages als gebietende Herren in die Häuser 76 und 77 der Wilhelmstraße einzuziehen, und da von internationaler Politik im Reichstag nur selten (und dann mit abergläubiger Scheu) geredet wird, fehlt's an Spezialisten für dieses Fach. Jede Fraktion hat Sachverständige für Zölle, Steuern, Militär, Marine, Justiz, für Schul-, Kirchen-, Kolonial- und Sozialpolitik. Das Auswärtige besorgen die Führer im Nebenannt. Sachkenntniß, die Vorbedingung aller Kritik, fehlt also; und wenn Unwissenheit nicht wenigstens schüchtern ist, wird sie lächerlich. In so schwierigem Gelände ist die Opposition auch nicht ganz gefahrlos. Die Stimmen, die sie braucht, um ihr Leben zu fristen, findet die Regierung immer (Caprioli und Hohenlohe haben's als Mehrer des Reiches den Zweiflern bewiesen): und sie hat Mittel genug, Hülfeleistung und Gegnerschaft zu vergelten. Manches Verlangen muß man ja ablehnen, manche oben unerwünschte Forderung durchzusetzen versuchen. Denn der Wähler will's. Internationale Fragen bekümmern ihn nicht und die Diplomatie hält er für eine Geheimwissenschaft, deren Mysterien mit seinen Schlüsseln und Schrauben nicht beizukommen ist. Auf diesem Gebiet kann der Erwählte sich also willfährig zeigen, ohne das Mandat zu gefährden.“ Klarer könnte ich's auch heute nicht ausdrücken. Wenn der Reichstag internationalen Fragen die Antwort finden will, muß er sich Spezialisten für Auswärtige Angelegenheiten schaffen. Müssen denn immer die selben Herren reden? „Alle Parteien sind heute arm an Intelligenzen“. Sucht sie; und muthet uns nicht zu, Männer zu wählen, die im Parlament dann nur den Stuhl drücken und Claqueurdienst leisten.

Herr Baffermann, der die mit seinem Namen unterzeichnete Interpellation am vierzehnten November begründet hat, sprach gut und hatte sich mit dem spröden Stoff offenbar Mühe gegeben. War auch nicht furchtsam. „Durch unser Vaterland geht ein Gefühl starker Unzufriedenheit, reichlicher Bestimmung. In seltener Einmüthigkeit ertönen Klagen über die Leitung der Geschichte des Deutschen Reiches; die offizielle und die thatsächliche Leitung. Seit die Denkwürdigkeiten Hohenlohes einen Blick hinter die Coulissen ermöglicht haben, ist der Unmuth des Volkes noch gewachsen. Wie konnte Hohenlohe als verbrauchter Mann Kanzler werden? Welche Grundsätze waren für die Besetzung dieser Stelle maßgebend? Deutschlands Einfluß wird immer gerin-

ger. Uns droht die Gefahr antideutscher Koalitionen und der dadurch bedingten Isolirung. Der Ernst der Lage, die sich seit den Tagen von Algésiras noch verschlechtert hat, zwingt uns, zu reden. Seit Bismarcks Rücktritt haben wir eine Periode der Reisen, Reden, Telegramme, Liebenswürdigkeiten, dann wieder rauher, verstimrender Aeußerungen, eine Periode der Unstreitigkeit, die nicht nur im Inland, sondern auch im Ausland unangenehm und bitter empfunden wird. Der Dreibund hat für Deutschland kaum noch praktischen Nutzen. Wenn Italien im Fall eines deutschen Krieges gegen Frankreich und England seine Bundespflicht nicht erfüllt, ist das deutsch-italienische Bündniß für uns werthlos. Frankreich hat sich mit England, Oesterreich sich mit Rußland verständigt; jetzt wird die entente zwischen England und Rußland vorbereitet. Diese Entwicklung läßt uns fürchten, daß mächtige Koalitionen gegen das Deutsche Reich entstehen und wir isolirt werden. Schwarzkende Stimmungen und plötzliche Impulse haben im Ausland ein Mißtrauen erzeugt, das weder durch Liebenswürdigkeit noch durch Statuen, Ehrensäbel und Aehnliches beseitigt werden kann. Die Furcht, der Respekt vor Deutschland ist verschwunden. So offen hat kaum je ein Vertreter bourgeoisen Parteien im Reichstag gesprochen. Herr Bassermann hat wieder, wie in der Zeit des Kampfes um den Zolltarif, den er aus der Fährniß rettete, Dank verdient. Was aber hat er erreicht? Er schloß mit dem Ruf: Keine Schönfärberei mehr; wir brauchen Wahrheit. Dann kam der Kanzler und bügelte Alles hübsch glatt. Nach ihm hielten noch ein paar Abgeordnete die Reden, auf die sie sich zu Haus vorbereitet hatten. Keiner versuchte, Seine Durchlaucht zu widerlegen. Und der große Tag war gewesen. Das ist das Schicksal solcher Interpellationen. Muß es sein? Ich weiß nicht, warum man die Interpellation nicht in kurzen Sätzen begründen und die Erörterung der Antwort vertagen kann, bis sie im offiziellen Bericht erschienen ist.

*

Daß Du nicht enden kannst, Das macht Dich groß,
Und daß Du nie beginnst: Das ist Dein Los.
Dein Lied ist drehend wie das Stiergewölbe,
Anfang und Ende immerfort das selbe,
Und was die Mitte bringt, ist offenbar
Das, was zu Ende bleibt und anfangs war.

Diese Verse aus dem West-Deutschen Divan könnte man als Motto vor die Reden des Fürsten Bülow setzen. „Anfang und Ende immerfort das selbe“. Das Ziel ist: der Beweis, daß die geehrten Herren sich grundlosen Befürchtungen hingaben. Das Mittel: Verfühnllichkeit; „die Urbanität, der ich

mich im persönlichen Verkehr gern beslechtige.“ Gelingt der Beweis, dann sieht sicher auch das Ausland ein, daß in Deutschland die nettesten Leute regieren.

Zuerst bekam Frankreich sein Kompliment. Wußtet Ihr schon, daß die Franzosen sich durch Patriotismus und Nationalstolz auszeichnen? Heute sollt Ihr erfahren. Gambetta wird als Zeuge citirt. Ueber seine Leistung als Diktator der guerre à outrance hat er in Paris zu dem jungen Botschaftsekretär Bernhard von Bülow gesagt: *La France était tombée à genoux; je lui ai dit: Debout et marche! Dans ces moments, dans les grands moments on peut tout faire de la France.* Und der junge Sekretär hat bei sich gedacht: „Wöchte, wenn je ein gleiches Schicksal über das deutsche Volk käme wie damals über das Französische Kaiserreich, die Nation Männer finden, die mit gleichem unbeugbaren Patriotismus weiter fechten bis zum bittersten Ende!“ (Applauspause. Das Haus bleibt stumm.) Diese Geschichte fällt im offiziellen Bericht fünf und zwanzig Druckzeilen. Ihr Zweck? Patriotismus und Nationalstolz fehlt ja wohl auch anderen Völkern nicht. Daß der Deutsche für sein Vaterland zu kämpfen weiß, hat er auf manchem Schlachtfeld gezeigt. Und Gambetta hat nicht „bis zum bittersten Ende gefochten“, sondern ward von den Gemäßigten, die ihn als den *sou furieux* bespöttelten, in den ersten Februartagen zum Rücktritt gezwungen. Wozu citirt ihn der Kanzler? Er hat für die nächste Zeit mit Herrn Clemenceau zu rechnen, der Gambetta gestürzt hat. „Der Gedanke eines engeren Anschlusses oder auch eines Bündnisses mit Frankreich, wie er hier und da in der Presse auftaucht, ist, wie die Stimmung in Frankreich noch ist, nicht realisirbar“. Darauf hat Herr Clemenceau (in einem Gespräch mit Herrn Theodor Wolff, dem neuen Leiter des Berliner Tagblattes) die Antwort gegeben: *Les Allemands ont, permettez-moi de vous le dire, un défaut: ils nous traitent pendant quelque temps avec une amabilité exquise et un moment après avec une rudesse exagérée.* Vielleicht wäre der engere Anschluß „realisirbar“, wenn man nach 1890 die Franzosen nicht zu kühnen Hoffnungen ermutigt, die große Gelegenheit des Burenkrieges nicht veräußert, den marokkanischen Hader subtiler behandelt hätte. Darüber ist Neues hier nicht mehr zu sagen. Nur zu wiederholen: Graf Bülow hat, weil er einen Prestigezuwachs wünschte, die Fanfare gelassen und Fürst Bülow hat die Chamaade von Algesiras nicht gehindert. Sept möchte er „ruhige, normale und korrekte Beziehungen zu Frankreich; gemeinsame Arbeit auf dem weiten Gebiet industrieller und kommerzieller Unternehmungen; Verständigung über koloniale Fragen“. Die Bündnisse und Konventionen machen ihm keine Sorge; weder eine *entente cordiale* noch ein *agrément*. Das

franko-russische Bündniß hat den Frieden nicht gefährdet, sondern „sich im Gegentheil als ein Gewicht bewährt, das auch zum regelmäßigen Gang der Weltuhr beitrug.“ (Ungefähr sagte Das Capriovi auch; nur mit ein Bißchen andern Worten.) So wirds auch mit der franko-britischen entente cordiale werden. Freilich: „Eine Politik, die darauf ausginge, Deutschland einzukreisen, einen Kreis von Mächten um Deutschland zu bilden, um es zu isoliren und lahmzulegen, wäre eine für den europäischen Frieden bedenkliche Politik. Eine solche Ringbildung ist nicht möglich ohne Ausübung eines gewissen Druckes. Druck erzeugt Gegendruck und aus Druck und Gegendruck können schließlich Explosionen hervorgehen.“ (Zein!) Doch die Großmächte verständigen sich ja gewiß nicht zu so bösem Trachten; wollen gewiß nur die Weltuhr reguliren.

In diesem Stil gings weiter. „Zwischen Deutschland und England bestehen keine tieferen politischen Gegensätze.“ (Am sechsten Dezember 1905 hieß es: „Wir haben jetzt mit einer tiefgehenden Abneigung der Oeffentlichen Meinung Englands gegen uns zu rechnen.“) Eduards „staatsmännische Eigenschaften“ verdienen und finden ehrebringende Anerkennung. „Die Begegnung von Kronberg hat die guten persönlichen Beziehungen zwischen beiden Monarchen bekräftigt. Wir erkennen auch ohne Hintergedanken die Stellung an, die sich England seit Langem und in weitem Umfang in der Welt gemacht hat.“ Die italienische Regierung hat in Algieras korrekt gehandelt. Marquis Visconti-Venosta (dieser alte Freund der Familie Bülow-Minghetti muß ein Extralob bekommen) hat zwar „ein direktes Eingreifen in die Konferenzverhandlungen möglichst vermieden“, aber „außerhalb der Konferenzsitzungen“ (bei den Mahlzeiten und in der Garderobe) „im Sinne unseres Verlangens in der Bank- und Polizeifrage auf die Franzosen eingewirkt.“ (Zeuge: Herr von Radowiz. Warum wird er bei so wunderlichem Anlaß erwähnt? Weil ein interessantes Grüppchen ihn für die Nachfolge Bülows kandidirt? Um zu zeigen, daß auch dieser alte Herr überflüssige Depeschen schreibt? Um an die Thatfache zu erinnern, daß auch er auf der Konferenz nichts zu erreichen vermochte?) Die italienischen Politiker haben sich zwar mit England, Frankreich, Rußland verständigt, sind aber „zu einsichtig, zu patriotisch, als daß sie Lust haben sollten, das Staatsschiff aus dem ruhigen Hafen des Dreibundes mit seinem sicheren Ankergrund hinauszuführen in die stürmische See neuer Gruppierungen, zu abenteuerlicher und kompaßloser Fahrt.“ Oesterreich hat uns in Algieras „die verlässlichste Unterstützung gewährt“ (nur leider zu keinem guten Bissen verholfen). Zwischen Deutschland und Rußland sind die Beziehungen „so normal, so ruhig und so korrekt“ wie selten in einer vergangenen Periode. „Bei den

Begegnungen der beiden Monarchen ist von inneren russischen Verhältnissen nicht die Rede gewesen". (Wörtlich: nicht die Rede gewesen.) England will sich mit Rußland über gewisse centralasiatische Gebiete verständigen. „Wir haben gar kein Interesse daran, diese Verhandlungen zu stören oder das muthmaßliche Ergebniß mit scheelen Augen anzusehen. Sollten im Lauf der Verhandlungen deutsche Rechte und wohlerworbene Interessen in Frage kommen so liegen von beiden Seiten loyale Erklärungen vor, daß man diese Rechte und diese Interessen achten wird". In Ostasien suchen wir keine Sondervorteile. Wir glauben an die ruhige Entwicklung des chinesischen Reiches und bewundern die Japaner (rufen die Völker Europas also nicht mehr auf, ihre heiligsten Güter gegen die gelbe Rasse zu schützen). Und wie gut wir mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika stehen, weiß jedes Kind. Wir sind nur „allzu nervös geworden". Unser Himmel ist wolkenlos. Und ringsum Freundschaft.

Früher, als noch „einer der größten Staatsmänner aller Zeiten unsere Politik lenkte", sah es viel trüber aus; war uns die Gefahr feindlicher Koalitionen, die Gefahr der Vereinsamung näher. Bismarcks Versuch, mit England intimer zu werden, ist 1880 mißlungen. Im Jahr 1887 drohte ein Zusammenstoß mit Frankreich. Der Dreibund hatte in Oesterreich-Ungarn und in Italien damals einflußreichere und klügere Gegner. Unser Verhältniß zu Rußland ist von 1878 bis 1889 immer schlechter geworden... Ich habe mir vorgenommen, die Argumente des Kanzlers in trockenstem Ton aufzuzählen und keine Satire zu schreiben. Hier ist's nicht ganz leicht. Gab es in der Zeit von 1871 bis 1890 einen Bund der Westmächte, freundschaftliche Verständigungen zwischen Rußland und Frankreich, Rußland und Oesterreich-Ungarn, Rußland und Großbritannien? Waren wir allein out in the cold? Ruhten wir uns auf dem Berliner Kongreß mit der Rolle begnügen, die uns in Algerias zufiel? Daß nach den Kriegen von 64, 66 und 70 gegen das neue Reich, nach den ersten afrikanischen Erfolgen gegen die junge Kolonialmacht sich Mißtrauen regte, war am Ende begreiflich. Seitdem aber hat weder das deutsche Schwert noch die deutsche Staatskunst Rennenswerthes erobert: und von Jahr zu Jahr ist uns die Feindschaft gewachsen. Ist zur Klage wirklich kein Grund?

Grund genug; trotzdem der Kanzler den Himmel so heiter sieht wie das russische Mädchen im Mai. Er spricht stets nur von Krieg und von Frieden und hält Jeden für ungefährlich, der nicht laut erklärt, er werde morgen oder spätestens übermorgen gegen das Deutsche Reich Krieg führen. Keiner erklärt; und Keiner will's. So lange es sich irgendwie vermeiden läßt, werden auch koalirte Großmächte ein Volk, das sich so tapfer wehrt und so rasch vermehrt

wie das deutsche, nicht zum Kampf herausfordern. Und vermeiden läßt sich, so lange wir wunschlos bleiben. Fürst Bülow hat gewiß schon von Syndikaten, Kartellen, Fusionen, Pools und Interessengemeinschaften gehört. Wenn Zechen, Hütten, Elektrizitätsgesellschaften, Farbenfabriken, Banken Bündnisse schließen, thun sie's nicht, um einen starken Konkurrenten abzuschlachten (so hoch ins Blau schwindelt ihr Hoffen nicht), sondern, um ihm den Kundenkreis, die Absatzmöglichkeit zu schmälern. Zwei, drei verbündete Gegner, auch solche von kräftigem Wuchs, kann eine leistungsfähige Gesellschaft ertragen; sind's mehr, dann wird die Sache recht lästig. Wo sind die Sozien, auf die wir bauen können? Der Dreibund, heißt's, wird verlängert. Wahrscheinlich. Herr von Tschirschky war in Rom; hat, wie sonst nur regierende Herren thun, im Haus des Botschafters als Wirth ein Diner gegeben (und das Ansehen des Grafen Monts dadurch nicht gerade erhöht); ist auch vom König empfangen worden. Das war der Karl nicht mehr, der als Gesandter in Hamburg feuchten Auges einst am Fallreep der „Hohenzollern“ stand und das Weh kaum zu meistern vermochte, weil Herr von Schoen ihn als Reisebegleiter ersetzen sollte. Jeder Zoll ein Staatsmann. (Ob ihn der Kanzler oder regis voluntas aus Galizien an den Tiber geschickt hat, ist noch immer nicht klar.) Wir wollen hoffen, daß die Empfänge und Konferenzen den an solchen Glanz nicht Gewöhnten italienischen Wünschen nicht allzu günstig gestimmt haben; sonst könnte die Herbstreise uns theuer werden. Die Italiener möchten den Dreibund, der ihnen die deutsche Affekuranz gegen Oesterreich bietet und im Concern der Westmächte ihren Werth erhöht, nicht aufgeben; längst aber „modernisiren“. Der Vertrag, so laß man nach der staatsmännischen Dinerleistung, muß von allen Bestimmungen säubert werden, die unser freundschaftliches Verhältniß zu Frankreich stören könnten; sogar der milde Vertreter der Bossischen Zeitung war von den Zumuthungen der italienischen Presse „verblüfft“. Wird's diesmal gelingen? Ein Staatssekretär, ein Günstling kommt zu ihnen; ein Kanzler bescheinigt, daß sie in Algestras korrekt gehandelt haben: danach müssen die Italiener glauben, daß sie im Preis gestiegen sind. Und doch hat ihr Thun und Unterlassen den Dreibund zum Kinderspott gemacht. Frankreich gönnt ihnen die harmlose Freude an dem „Bündniß“ mit Deutschland. Bis auf Weiteres wenigstens. Die Herren Clemenceau und Biquart haben in Oesterreich, Herr Bichon, der Minister des Auswärtigen, hat in Ungarn allerlei Fädchen angeknüpft; die Serben, die aus Paris Geld holen, müssen versprechen, den Zwist mit Oesterreich-Ungarn zu enden; und der kluge Freiherr Lexa von Aehrenthal ist dem russischen Minister Sämolsky befreundet. Der Draht, der Wien mit Rom verbindet, braucht nicht immer über Berlin zu führen. Franz Joseph ist alt und das Hest entgleitet

sacht schon seiner Hand. Sanfte Gewalt hat ihn genöthigt, sich von den Männern seines Vertrauens zu trennen. Als der Generalstabschef Graf Beck ihm wegmännovirt war (im ersten Aerger hatte er ihm den dem Thronfolger und den Magyaren bequemen Kriegsminister Pittreich nachgeschickt), wollte er wenigstens den Grafen Soluchowski, an dessen Gesicht und Grandseigneurmanier er gewöhnt war, behalten: unmöglich. Jetzt hat Franz Ferdinand im österreichischen Ministerpräsidium und an der Spitze des Generalstabes zuverlässige und begabte Diener. Verständigt Oesterreich sich direkt mit Italien (das freilich nicht, wie man bei uns glaubt, an der Adria schon saturirt ist), dann verliert der Dreibund für beide Mächte den Rest seines Werthes. Kommt zwischen ihnen zu offener Feindschaft, dann stürzt über Nacht auch die morsche Bundesfassade. Uns bleibt noch Oesterreich? Auf dem Balkan hats seit den märzsteger Tagen politisch nichts mehr zu fürchten; wirtschaftlich, seit Bulgaren und Serben sich einander genähert haben, nur noch wenig zu hoffen. Können wir mehr bieten als Paris und Petersburg, London und Rom? Czechen und Magyaren hassen uns; und ein Habsburg-Lothringer, der seine deutschen Länder behalten will, kann unseren Glanz nicht lieben. England verhandelt mit Rußland; nur über Tibet, Afghanistan, Persien (das für uns ja nicht ganz unwichtig ist), wird leichtgläubigen Europäern gesagt. Nordamerika wird, trotz allen Herrn Roosevelt übers Meer geschickten Quirlanden, in der entscheidenden Stunde nie für den Gegner Großbritanniens optiren; wird sich für absehbare Zeit sorgsam hüten, den Freund und Protektor Japans zu reizen. Was bleibt? Der Islam. Da ist seit den Tagen von Akaba und Algestras unjer Nimbus aber auch verblichen. Vor Langer vereinen sich französische und spanische Kriegsschiffe. Die Britenflotte bewacht die Eingänge ins Mittelmeer. Aus Abyssiniens Schoß hat uns die Hebamme nichts entbunden. Und wenn über Persien verhandelt wird, begnügen wir uns mit „loyalen Erklärungen“. Redliche Männer. Nichts für den Türken, der Macht bewundert. *Probitas laudatur et alget.*

•

Schon einmal habe ich einen Absatz aus den Briefen citirt, die Bismarck, Preußens Gesandter beim Bundestag, aus Frankfurt an den Generaladjutanten Leopold von Gerlach schrieb. Heute muß ich das Citat wiederholen und ergänzen.

„Sympathien und Antipathien in Betreff auswärtiger Mächte und Personen vermag ich vor meinem Pflichtgefühl im Dienst meines Landes nicht zu rechtfertigen, weder an mir noch an Anderen; es ist darin der Embryo der Untreue gegen den Herrn oder das Land, dem man dient. Insbesondere aber, wenn man seine stehenden diplomatischen Beziehungen und die Unterhaltung des Einvernehmens im Frieden danach zuschneiden will, so hört man meines

Erachtens auf, Politik zu treiben, und handelt nach persönlicher Willkür. Die Interessen des Vaterlandes dem eigenen Gefühl von Liebe oder Haß gegen Fremde unterzuordnen, dazu hat mein er Ansicht nach selbst der König nicht das Recht; hat es aber vor Gott und nicht vor mir zu verantworten, wenn er es thut; und darum schweige ich über diesen Punkt. . . In der Gefühlspolitik ist gar keine Reziprozität: sie ist eine ausschließlich preussische Eigenthümlichkeit; jede andere Regierung nimmt lediglich ihre Interessen zum Maßstab ihrer Handlungen, wie sie diese auch mit rechtlichen oder gefühlvollen Deduktionen drapiren mag. Man acceptirt unsere Gefühle; beutet sie aus, rechnet darauf, daß sie uns nicht gestatten, uns dieser Ausbeutung zu entziehen, und behandelt uns danach. Das heißt: man dankt uns nicht einmal dafür und respektirt uns nur als brauchbare dupe. Ich glaube, Sie werden mir Recht geben, wenn ich behaupte, daß unser Ansehen in Europa heute nicht das selbe ist wie früher. Wir müssen sagen, wie der Schächer in Goethes Gedicht: ‚Ich bin heruntergekommen und weiß doch selber nicht, wie.‘ Ich will auch nicht behaupten, daß ich es weiß; aber viel liegt ohne Zweifel in dem Umstande: wir haben keine Bündnisse und treiben keine Auswärtige Politik, keine aktive, sondern wir beschränken uns darauf, die Steine, die in unseren Garten fallen, aufzusammeln und den Staub, der uns anfliegt, abzubürsten, wie wir können. Wenn ich von Bündnissen rede, so meine ich damit keine Schutz- und Trugbündnisse, denn der Friede ist noch nicht bedroht; aber alle die Nuancen von Möglichkeit, Wahrscheinlichkeit oder Absicht, für den Fall eines Krieges dieses oder jenes Bündniß schließen, zu dieser oder jener Gruppe gehören zu können, bleiben doch die Basis des Einflusses, den ein Staat heutzutage in Friedenszeiten üben kann. Wer sich in der für den Kriegsfall schwächeren Kombination befindet, ist nachgiebiger gestimmt; wer sich ganz isolirt, verzichtet auf Einfluß. Bündnisse sind der Ausdruck gemeinsamer Interessen und Absichten; ob wir Absichten und bewußte Ziele unserer Politik überhaupt haben, weiß ich nicht. Aber daß wir Interessen haben, daran werden uns Andere schon erinnern. Ich frage Sie, ob es in Europa ein Cabinet giebt, welches mehr als das wiener ein natürliches Interesse daran hat, Preußen nicht stärker werden zu lassen; ob es ein Cabinet giebt, welches diesen Zweck eifriger und geschickter verfolgt, welches überhaupt kühler und cynischer nur seine eigenen Interessen zur Richtschnur seiner Politik nimmt und welches uns in den Russen und den Westmächten mehr und schlagendere Beweise von gewissenloser Verfidie und Unzuverlässigkeit für Bundesgenossen gegeben hat. Genirt sich denn Oesterreich etwa, mit dem Ausland jede seinem Vortheil entsprechende Verbindung einzugehen? Halten Sie den Kaiser Franz Joseph für eine aufopfernde,

hingebende Natur überhaupt und insbesondere für außerösterreichische Interessen? . . . Wollen wir so isolirt, unbeachtet und gelegentlich schlecht behandelt weiter leben, so habe ich freilich keine Macht, es zu ändern. Seine Majestät der König vermag leicht alle Arbeit der Diplomaten zu lähmen; denn was soll ich hier oder einer unserer anderen Gesandten durchsetzen, wenn wir den Eindruck machen, ohne Freunde zu sein oder auf Oesterreichs Freundschaft zu rechnen? Man muß nach Berlin kommen, um nicht ausgelacht zu werden, wenn man von Oesterreichs Unterstützung in irgend einer für uns erheblichen Frage sprechen will. Und selbst in Berlin kenne ich doch nachgerade nur einen sehr kleinen Kreis, bei dem das Gefühl der Bitterkeit nicht durchbräche, sobald von unserer Auswärtigen Politik die Rede ist. . Sie sind doch au fait von unserer Politik; können Sie mir nun ein Ziel nennen, welches sie sich etwa vorgesteckt hat, auch nur einen Plan auf einige Monate hinaus, gerade rebus sie stantibus? Weiß man da, was man eigentlich will, weiß Das irgend Jemand in Berlin? Und glauben Sie, daß bei den Leitern eines der anderen großen Staaten die selbe Leere an positiven Zwecken und Ideen vorhanden ist? Können Sie mir ferner einen Verbündeten nennen, auf welchen wir zählen könnten, wenn es heute zum Kriege käme, oder der für uns irgend Etwas thäte, weil er auf unseren Beistand rechnet oder unsere Feindschaft fürchtet? Wir sind die gutmüthigsten, ungefährlichsten Politiker: und doch traut uns eigentlich Niemand; wir gelten wie unsichere Genossen und ungefährliche Feinde. Ich wundere mich, wenn es bei uns noch Diplomaten giebt, denen der Muth, einen Gedanken zu haben, denen die sachliche Ambition, Etwas leisten zu wollen, nicht schon erstorben ist. Sie werden wahrscheinlich sagen, daß ich aus dépit, weil Sie nicht meiner Meinung sind, schwarz sehe und raisonneire wie ein Kohrspatz. Aber ich würde wahrlich eben so gern meine Bemühungen an die Durchführung fremder Ideen wie eigener setzen, wenn ich nur überhaupt welche fände, die man zum Rath und Frommen unserer Politik ins Werk zu setzen beabsichtigte. So weiter zu vegetiren: dazu bedürfen wir eigentlich des ganzen Apparates unserer Diplomatie nicht. Die Tauben, die uns gebraten anfliegen, entgehen uns ohnehin nicht; oder doch, denn wir werden den Mund schwerlich dazu aufmachen, wenn wir nicht gerade gähnen. (Wir machen ihn öfter auf.)

Berliner Nachrichten sagen mir, daß man mich am Hof als Bonapartisten bezeichnet. Man thut mir Unrecht damit. Ich habe auf die Frage, ob ich russisch oder westmächtig sei, stets geantwortet: Ich bin preussisch und mein Ideal für Auswärtige Politiker ist die Vorurtheilsfreiheit, die Unabhängigkeit der Entscheidungen von den Eindrücken der Abneigung oder der Vorliebe für fremde Staaten und deren Regenten. Ich habe, was das Ausland

anbelangt, in meinem Leben nur für England und seine Bewohner Sympathie gehabt und bin stundenweise noch nicht frei davon; aber die Leute wollen sich ja von uns nicht lieben lassen. England kann uns keine Chancen maritimer Entwicklung in Handel und Flotte gönnen und ist neidisch auf unsere Industrie. . . Eine passive Planlosigkeit, die froh ist, wenn sie in Ruhe gelassen wird, können wir in der Mitte von Europa nicht durchführen; sie kann uns heute eben so gefährlich werden, wie sie 1805 war, und wir werden Amboß, wenn wir nichts thun, um Hammer zu werden. (Veraltete Weisheit.)

Ein Hof bleibt immer ein Hof. In den ersten Jahren meiner hiesigen Stellung war ich eine Art von Günstling und der Sonnenschein des königlichen Wohlwollens strahlte mir von den Gesichtern der Hofleute zurück. Das ist anders geworden; entweder hat der König gefunden, daß ich ein eben so alltäglicher Mensch bin wie alle übrigen oder er hat Schlechtes von mir gehört; vielleicht Wahres, denn Jeder hat seine faulen Stellen unter der Haut. Kurz: Seine Majestät hat weniger als früher das Bedürfnis, mich zu sehen, die Hofdamen lächeln mir kühler zu als sonst, die Herren drücken mir matter die Hand, die gute Meinung von meiner Brauchbarkeit ist gesunken; nur der Minister Manteuffel ist freundlicher gegen mich. Das Gefühl davon habe ich seit zwei bis drei Jahren crescendo, ohne mich zu wundern; Vergleichen passiert Jedem, ändert sich auch wieder und nur einmal bin ich empfindlich darüber gewesen, vor zwei Jahren in Koblenz, wo meine Frau schlecht behandelt wurde. Es ist mir kein Bedürfnis, von vielen Leuten geliebt zu werden, ich leide nicht an der Zeitkrankheit der love of approbation und die Kunst des Hofes, wie der Menschen, mit denen ich in Berührung komme, fasse ich mehr vom Standpunkt anthropologischer Naturkunde als von dem des Gefühls auf. Wenn, wie jetzt in Berlin, weder Ab- noch Ansichten, weder Pläne noch Willensregungen vorhanden sind, so drückt Einen das Bewußtsein einer gänzlich zweck- und planloser Beschäftigung nieder. Ich thue nichts mehr, als was mir genau befohlen wird, führe meine Instruktionen aus und lasse es gehen, wie es will, wenn es mir auch Mühe macht, jedes eigene Interesse an der Sache zu ersticken. Schließlich hoffe ich, daß mir Alles eben so ‚Burscht‘ werden wird wie anderen Leuten. Ich müßte die Dauer und den Werth dieses Lebens sonderbar überschätzen, nachdem ich vor sechs Monaten nicht glaubte, noch einmal grünen Rasen ‚von oben‘ ansehen zu können, wenn ich mir nicht gegenwärtig halten wollte, daß es nach dreißig Jahren und vielleicht sehr viel früher ohne alle Bedeutung für mich ist, welche politische Erfolge ich oder mein Vaterland in Europa erreicht haben. Aber man kann nicht Schach spielen, wenn Einem sechzehn Felder von vierundsechzig von Haus aus verboten sind. . .

Seine Majestät waren sehr heiter, was ich unmöglich der Freude, mich wiederzusehen, allein zuschreiben kann. Ich traf nur Befriedigte, die zu finden schienen, que tout allait à merveille dans ce meilleur des mondes. Ihr Bruder war, wie gewöhnlich, siegestrunken und behauptete, daß sein Bruder gewöhnlich schwarz male. Meinem Instinkt nach glaube ich indessen, daß die schwarze Manier das Bild der Zukunft richtiger wiedergiebt, und richte mich nach dem feinsten Politiker, den ich auf den jüngsten Tagen kennen gelernt habe und der ruhig im Bau sitzen bleibt, wenn er schlechtes Wetter voraussieht. Ich habe mich deshalb so bald wie möglich in mein Malepartus zurückgezogen“.

Vor fünfzig Jahren. Kein Lied hat uns dran gemahnt.



Krieg? Niemand sinnt so Urges. Auf dem Weg zum antideutschen Truist sind unsere guten Freunde aber schon ein hübsches Stück vorwärts gekommen. König Eduard hat die Hand über Paris, Rom, Madrid, Lissabon, Kairo und Kapstadt, Tokio und Peking; morgen vielleicht über Petersburg und Wien. Klopft dem Perserschach, dem Dalai-Lama, dem Emir von Afghanistan die Schulter. Und interessiert sich lebhaft für den Kongostaat. Wir müssen um jeden armseligen Handelsvertrag schwitzen. Herr von Radowiz, den Bismarck einst doch den „strebsamen Südslaven“ nannte, hat keinen erreicht; wenn Herr Speck von Sternburg einen durchsetzt, sollen ihm alle Amerikanismen verziehen sein. „Vornan“ ist Deutschland nicht mehr in der Welt. Wird allmählich aber reich. Denn seine Bürger sind fleißig gewesen, während seine Staatskünstler kostbare Zeit verloren; unwiederbringliche. „Wir brauchen nicht zu flennen, wie ein einsames Kind im Walde“. Sicher nicht, Cuer Durchlaucht. Wir bitte nur, jetzt wenigstens ein Bißchen vorsichtig zu sein. Weder zu provoziren noch sich einschüchtern zu lassen. In der pariser Kammer hat neulich Herr Henri Michel gefragt: La Grando-Bretagne laissera-t-elle grandir indéfiniment la flotte de sa rivale? Wir werden noch stärkere Beschwörung hören; und im Haag (oder auf einer anderen Konferenz) am Ende ein paar peinliche Stunden erleben. Kein Bluff darf uns schrecken. Doch keine Versöhnungsfeier künftig auch locken. Franzosen, Briten, Magyaren, Dänen, Welfen, Polen: Alle sind versöhnt worden. Herr von Koscielski erhielt „für sein mannhaftes Eintreten für meine Marine“ ein Bild und einen Orden; sein Kandidat wurde Erzbischof von Posen; Kardinal Ledochowski bekam eine funkelnde Dose und wurde ersucht, „das Vergangene zu vergessen“. Es ist wirklich genug. Der Kanzler soll weder für den Reichstag noch fürs Ausland fortan Komplimente dreheln. Soll endlich still arbeiten; nicht auf Applaus regiren.



Religiöse Grundtypen.*)

Zwei religiöse Grundtypen beherrschen die großen Kultursysteme der geschichtlichen Völker: religiöser Pessimismus und religiöser Optimismus. Beide entpuppen sich als religiöse Hypothesen. Das Lösungswort des Pessimismus lautet: Es war; das des Optimismus: Es wird sein. Der religiöse Pessimismus lebt vom Plusquamperfektum, der religiöse Optimismus vom Plusquamfuturum. Für den religiösen Pessimismus steht das Ideal der Vollkommenheit, die ungeschiedene Einheit, die selige Ruhe des Nichtseins, das Nirwana, am Anfang des Weltprozesses. Diese Urvoollkommenheit ging verloren. Ob durch Sündenfall, durch Schuld und Sühne (Anaximander), durch Trieb und Drang (Conatus, impetus), durch Widerstand (Zichte; oder Widerspruch (Hegel), ist mehr Frage des Mythos und der Allegorie als des Prinzips. Alle religiösen Pessimisten stimmen darin überein, daß die Weltentzweiung des Universums abwärts geht (*ὁ δὴς κείνω* bei Heraklit); daß wir uns in einem Auflösungs- und Zerfetzungsprozeß befinden. Diese religiöse Hypothese besagt, daß der Kosmos verfällt. Das Ideal der Vollkommenheit, die Paradiesesunschuld, der Inbegriff aller Perfektibilität, ist unwiederbringlich dahin. Die Welt ist danach ein stetiger Abstieg vom reinen Urfeuer oder reinen Äther zur groben Erde (Heraklit), von der Welt des Seins zur Welt des Scheins (Parmenides), von den ewigen Ideen zu ihren matten Kopien (Plato), vom reinen Denken der Gottheit (*νόσος ἀνα ταύτων θεογενεσ*) zu den vergänglichen Naturprozessen (Aristoteles), von der obersten Vollkommenheit oder Gottheit zu ihren vergrößernden Absefern im Naturgeschehen (Neuplatoniker). Der mythologische Parallelbegriff dieses metaphysischen Pessimismus ist die auf dem ganzen Erdentum verbreitete Legende vom Goldenen Zeitalter, dem Silberne und Kupferne gefolgt sind. Dieser Auffassung entspricht im Kirchenglauben die Lehre vom Sündenfall, in der Soziologie der kynisch-stoische Nothschrei, den Rousseau mit flammender Zunge ins achtzehnte Jahrhundert geschleudert hat: „Rehren wir zur Natur zurück!“ Kultur als Abstieg, Abfall, Zerfetzungsymptom der Natur begreifen: da haben wir einen besonderen Kasus der kirchlichen Lehre vom Sündenfall: den sozialen.

Dieser pessimistischen Werthung von Welt und Leben, wie sie im Buddhismus religiös und im Neu-Platonismus philosophisch zum bündigsten Ausdruck gelangt, steht seit unendlicher Vorzeit die iranisch-parthische Lichtreligion gegenüber, die das Ideal der Vollkommenheit nicht in die Vergangenheit, sondern in die entfernteste Zukunft projiziert. Der Weg des Universums führt nicht abwärts, sondern aufwärts; und das Menschengeschlecht insbesondere entwickelt sich nicht nach unten, vom Engel zum Teufel, sondern nach

*) S. „Zukunft“ vom 24. November 1906: „Die Grenzen der Wissenschaft“.

oben, vom Anthropoiden und Kanibalen zu Civilisation und Kultur. Nicht gefallene Engel sind wir, sondern emporgekommene Thiere, animaux parvenus. Die Phantasie der Lichtreligionen ist nicht rückwärts gebogen, sondern vorwärts gerichtet. Sie schwelgen nicht in der Kusmalung des Gewesenen, unwiederbringlich Verlorenen (Nirwana, Paradies), sondern in der Verheißung des Kommenden, in der apokalyptischen Verherrlichung der Vollkommenheit am „Ende der Tage“ (Eschatologie). Prophetenthum, Bacchiker, Orphiker, sybillinische Bücher, chiliastische Träumer kündeten uns in tausendstimmigem Chor das kommende Reich. Die Propheten weisagen die künftige Vollendung des Menschengeschlechtes in der ihr eigenen Form: Volk ist die Erde von Erkenntniß, wie Wasser das Meer bedeckt. Die Millenniumer kündeten das Hereinbrechen des Tausendjährigen Reiches. Die Philosophen an der Schwelle des neunzehnten Jahrhunderts stellen die Lehre von den drei Stadien (bei Fichte in den „Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters“ fünf Phasen) auf, in denen der Aufstieg der Geschichte von der Bestialität zur Humanität sich vollzieht. Nietzsche kündet uns Zarathustra, den Propheten der Lichtreligion, den kommenden Uebermenschen, den ewigen Wiederkunftsgedanken als den „Kern der Zarathustralehre, die höchste Formel der Bejahung, die überhaupt erreicht werden kann.“ Mit Grillparzer suchen wir heute das „Goldene Bleich“, mit Ibsen „das Dritte Reich“, mit Tolstoi „Gottes Reich auf Erden“, mit Comte das letzte Stadium des reinen Altruismus, mit Herbert Spencer „the ideal social State“. Und das Selbe besagt physikalisch der Satz von Clausius: „Die Entropie der Welt strebt einem Maximum entgegen“. Danach ist der Gleichgewichtszustand, dem das Univerfum auch nach Spencer zustrebt, nicht unwiederbringlich dahin, wie die Nirwanalehre oder die Sündenfallstheorie will, sondern die Umwandlung von Wärme in Bewegungsenergie führt zum vollkommenen Gleichgewicht, also zum Stillstand des kosmischen Prozesses. Hier sind wir an die äußersten Grenzen menschlichen Wissens gelangt. Ob die Welt altere oder sich stets verjünge, ob unser Planet der endlichen Vereisung oder Vergasung entgegengehe oder ob ein ewiger Kreislauf, „die Wiederkunft alles Gleichen“ stattfinde, wie der arisch-indische Arnythos lehrt, ob das Menschengeschlecht im Haushalte der Gesamtnatur eine Bestimmung zu erfüllen, eine Aufgabe zu bewältigen habe (und welche): Das können und werden wir mit mathematisch-genauei Exaktheit niemals wissen. Nur der Glaube hilft hier weiter. Wo des Wissens Grenze ist, beginnt das Reich der Hypothese. Der Glaube, die religiöse Hypothese ist aber nicht nur zeitlich älter als die Wissenschaft, die er aus seinem Schoß geboren hat, sondern erziehlisch wirksamer, eindringlicher, umfassender als die Wissenschaft. Nicht zufällig sahen viele Denker, von Augustin bis auf Lessing, in der Religion die eminente „Erzieherin des Menschengeschlechtes“. Was wir den historischen Reli-

gionen und ihren mythologischen Vorläufern danken? Alles! Sie haben die bête humaine gebändigt, gestittigt, domestiziert. Die Unterschiede unter den historischen Konfessionen sind zeitlicher und örtlicher Art, von lokalem Kolorit und abweichenden Färbungen der Tradition. Konfessionen sind gleichsam nur Dialekte der Weltsprache des menschlichen Gefühls: Religion.

Diese allen Konfessionen zu Grunde liegende Weltreligion spaltet sich nun in zwei Erziehungsmethoden: in eine pessimistische und eine optimistische. Beide erstreben die Reinigung, Läuterung, Erlösung, moralische Höherbildung des Typus Mensch. Buddhismus und Parsismus, Nirwana-Religion und Propheten-Religion verfolgen das selbe Ziel: die sittliche Vervollkommnung des Menschengeschlechtes. Die Befürworter der Lehre vom Sündenfall und vom Verlorenen Paradies wollen die Menschen dadurch williger, gefügiger, ergebener in das Weltenschicksal wie in ihr eigenes, persönliches Geschick machen, daß sie den Ablauf des Weltgeschehens in absteigender Entwicklungsrichtung von Ewigkeit zu Ewigkeit festlegen. Der Wille des Individuums wird dadurch gebrochen, daß ihm der Wille des Universums oder der Gottheit imperatorisch und niederzwingend übergeordnet wird.

Was Praedestination oder Vorsehung in Religionen bedeutet, heißt in der Sprache der Philosophen: Mechanische Kausalität. Für jede große religiöse Weltkonzeption giebt es eine metaphysische Deutung. Wie seit dem Buddhismus und Parsismus optimistische und pessimistische Auffassungen einander gegenüberstehen, so seit Demokrit und Anaxagoras Mechanismus und Teleologie. Die mechanische Weltauffassung leitet alles Geschehen von letzten Ursachen ab; die teleologisch-organische führt alles Geschehen auf letzte Zwecke zurück; dort Endursachen, hier Endzwecke. Dort liegt der Grund aller Entfaltung hinter, hier vor dem Betrachter. Dort ist Leben nur eine bestimmte Daseinsform der Materie, hier die Materie nur eine bestimmte Daseinsform des Lebens. Sieht man in einem toten Stofftheilchen, heiße dieses Atom, Korpuskel, Molekül oder Elektron, die Urform aller Dinge, so entsteht die mechanisch-materialistische Erklärung der Welt. Sieht man, mit Leibniz, der das Infinitesimal, das Prinzip des unendlich Kleinen entdeckt hat, in jeder Ruhe nur unendlich kleine Bewegung, in jedem scheinbaren Stofftheilchen nur das Produkt von Kräften, in jedem körperlichen Atom eine geistige Monade, in jedem Anorganischen und Unbelebten ein unendlich kleines Leben, so entsteht die dynamische und organische Weltanschauung, der unsere Großen, Fichte und Schelling, Hegel und Herbart, Loge und Fechner, in den wesentlichen Grundzügen gehuldigt haben. Die alten Hylozoisten, die sich die Substanz, den „Weltstoff“ belebt dachten, behalten danach Recht. Und die alten Religionen, die an einen lebendigen Gott glauben, der nicht mit mechanisch-kausaler Nothwendigkeit, sondern nach ewigen Zweckgesetzen das Weltall regiert, stehen der ältesten Form der Philosophie, dem Hylozoismus, am Nächsten.

Das letzte Wort der mechanisch-kausalen Weltklärung hat Newton gesprochen. Er sieht mit Descartes das Weltgebäude an: „*instar machinae*“. Die Weltmaschine „*Universum*“ ist das vollendetste Kunstwerk, das gerade wegen seiner wunderbaren Harmonie auf einen Weltbaumeister, einen Demiurgen hinweist, eben jenen „ersten Bewegter“ des Aristoteles, der diese Weltmaschine gebaut und ihr den ersten Bewegungsanstoß gegeben hat. Das Stereotyp gewordene Maschinenbild, dem das geläufige „Uhrvergleichniß“ der Kartesier und Okkasionalisten gedanklich ähnelt, leistet der mechanisch-kausalen Weltklärung Vorschub. Denn bei der Maschine, wie bei jedem Artefakt, sind die Theile früher, ist das Ganze später; die Ursache geht voran und ihr folgt die Wirkung. *Causa aequal effectum*: dieses Axiom besagt: In der Wirkung kann nicht mehr Realität stecken als in der Ursache. Danach wird also jedes Geschehniß das unausweichliche Erzeugniß einer vorausgegangenen unendlichen Ursachenreihe sein, deren Endpunkt oder Schlußglied die Endursache, die *Causa sui*, Gott, ist. Ganz konsequent heißt es darum bei Spinoza: „Aus der Natur Gottes folgt Alles mit der selben logisch-mathematischen Nothwendigkeit, nach der die drei Winkel eines Dreiecks gleich zwei Rechten sind.“ Das eben nennen wir logisches Fatum. Dieser Glaube an die Unentrinnbarkeit alles Geschehenen, in Folge der Unverbrüchlichkeit der Naturgesetze, wie die Materialisten lehren, oder als Ausfluß des unabänderlichen göttlichen Rathschlusses, wie die pessimistisch gestimmten Religionen deuten, macht die Menschen müth, müde, schlaff und resignirt. Wir sind einem gleichgiltigen Naturprozeß widerstandlos ausgeliefert: wozu Energie entfalten, Kräfte anspannen, uns zu höchster Leistungsfähigkeit spornen? Alles geschieht ja doch so, wie ewige Naturgesetze, die auch die Geschichte regiren, vorschreiben oder der heilige göttliche Wille bestimmt. Was vermag das winzige, fahrige Weltstäubchen, Mensch genannt, dagegen zu unternehmen? Sind wir Menschen nur kleine Rädchen an den Millionen Rädchen der Weltmaschine, hinter der als ewig treibendes Agens die Gottheit steht: wie können wir uns vermaßen, dem Riesentade dieser Weltmaschine in die Speichen zu fallen, dem Lauf der Geschichte Halt zu gebieten, den Gang der Kultur zu gestalten, den Fortschritt des Menschengeschlechtes lenken zu wollen? Werden Völker Jahrtausende lang mit solcher rückwärts gebogenen religiösen Phantasie erzogen, so müssen sie mit der Zeit seelisch verarmen, zu stummer Thatenlosigkeit, zu Stalisten der Weltbühne oder gar zu passiven Zuschauern herabgedrückt werden. Und so behauptet denn auch der Wortführer dieser quietistisch-weltmüden Resignirtheit, Arnold Geulincq: *Nos spectatores sumus. Ubi nihil valet, ibi nihil velis. Wo Du nichts vermagst, da wolle auch nichts. Da Du in das Räderwerk des Universums nicht eingzugreifen vermagst, lasse den Dingen ihren Lauf, füge Dich, beuge Dich, ducke Dich! Ergebung, Entsagung, Verweichlichung, Erschlaffung,*

Weltflucht sind die unausbleiblichen Folgen solcher Erziehung. Wohin sie schließlich führt: Das hat uns das Beispiel Indiens mit erschreckender Deutlichkeit zum Bewußtsein gebracht. Ein Häuflein Engländer herrscht unbedroht über dreihundert Millionen Inder.

Dieser trostlosen, entnerwendenden Lehre stehen nun seit Zoroaster die messianisch-optimistischen Religionen und die dynamisch-organischen Philosophie-systeme gegenüber. Ihnen stellt sich das Weltbild so dar, daß die jeweilige Gegenwart nicht von der Vergangenheit, sondern von der Zukunft regiert wird. Ihre geläufige Metapher, ihr anschauliches Bild ist nicht das tote Atom, sondern das Leben, richtiger: die lebendige Zelle; nicht die Maschine, deren Theile dem Ganzen vorangehen, sondern der lebendige Organismus, in dessen Keimzelle die Theile schon vorgebildet, planmäßig angelegt und prädisponirt sind, so daß das Ganze, der Plan, vorher ist und die Theile später sind; die einzelnen Gliedmaßen, Hautfarbe, Haarfarbe, Augenfarbe, Temperament und Charakter passen sich allmählich dem Plan an, der in der Eizelle schon fertig vorgebildet ist. Beim Organismus also vollzieht sich jeder Vorgang, wie Wachstum, Verdauung, Resorption, Assimilation, Fortpflanzung, nicht mit Rücksicht auf die Vergangenheit, sondern im Hinblick auf die Zukunft, auf den Zweck, den die Theile zu erfüllen haben, auf den Plan des Ganzen, in den die Theile dann, nach biologischen Gesetzen, hineinwachsen.

Welche Weltanschauung wirkt nun nützlicher, die pessimistische oder die optimistische religiöse Deutung der Welt? Welche religiöse Hypothese hat sich vor dem Forum der Geschichte besser bewährt? Welche kann sich vor unserer energetischen Auffassung halten? Daß der Mensch in seinen Göttern sich selbst abbildet, ist seit Schiller und Feuerbach Gemeinplatz. Daß wir also auf dem Weg des Anthropomorphisirens unsere Eigenschaften auf das All übertragen, unseren Mikrokosmos in den Makrokosmos hinausprojizieren, darüber giebt es kaum zweierlei Meinungen unter ernstern Denkern. Welchen Theil unseres Daseins (Das ist nun die Frage) sollen wir dabei verdoppelnd hinausprojizieren: unser Muskelsystem oder unser Nervensystem? Unser grobes Knochengerüst oder unser feines Centralnervensystem? Unseren Leib oder unsere Seele? Unseren Mechanismus und Chemismus oder unsere geistigen Funktionen? Die Materialisten behaupten: Den Körper, der nach mechanisch-kausalen Gesetzen sich entwickelt; die Idealisten sagen: Den Geist, der nach teleologisch-kausalen Prinzipien, nach Zweck und Motiv handelt. Hic Rhodus, hic salta. Die beiden großen Religionstypen entsprechen den beiden metaphysischen Weltbildern: Mechanismus und Teleologie (Naturgesetz und Zweckgesetz). Dort Vergangenheitprojektion, hier Zukunftprojektion; dort ewiger Stillstand (*πάρα ἑαυτῷ*), hier ewiger Fortschritt (*πάρα ἑαυτῷ*). Dort wird die jeweilige Gegenwart von den festgelegten, unabänderlichen Kausalgesetzen beherrscht (Natur-

gesetze nennens die Physik, Prädestination die Kirchenlehrer), hier von der Zukunft, dem Weltenplan, dem Weltensinn und dem Weltenszweck geleitet. Der Biologe Uexküll („Zeitfaden in das Studium der experimentellen Biologie“) sagt, das Wesen des Lebens sei „der planmäßige Ablauf seiner Erscheinungen“. „Es ist in der That die klarste Definition des Absterbens“, bemerkt er später, „wenn wir von einem Organismus sagen, seine Prozesse laufen nicht mehr zweckmäßig, sondern nur noch kausal ab.“ Bei jeder Zweckhandlung sind Motio und Zweck früher, die Handlung später. In dieser Beleuchtung gesehen, wird Gott, mit Fichte zu sprechen, die *ordo ordinans*, die sittliche Weltordnung. Gott ist nicht, sondern er entwickelt sich in uns, durch uns, Wir sind nicht mehr passive Zuschauer, sondern Mitspieler. Unsere Handlungen sind uns nicht von außen auferzogen (heteronom), vom Kausalgesetz oder vom göttlichen Befehl, sondern sie haben freien, selbstgesetzlichen Charakter (autonom). Wir sind Mitkonstituenten der Weltverfassung, die Gott dem Universum gegeben hat. Das Universum ist keine despotische Monarchie, wo die Befehle von oben herab ergehen, sondern eine demokratische Republik, deren Mehrheit befehlt. In den Naturgesetzen oder Kategorien der Natur ist jener Theil der Gesetzmäßigkeit niedergelegt, der zum Zusammenhalt und Zusammenhang des Kosmos unbedingt erforderlich ist. („Mathematik der Natur“); in der Geschichte offenbart sich jener zweckgesetzliche Rhythmus, dem die Menschen in ihrer Idealbildung zustreben. In der Natur herrschen Ursachen, in der Geschichte Motive. Der Gott in der Natur heißt darum: Mechanismus, der Gott in der Geschichte: Organismus.

Jede optimistisch gerichtete Religion theilt deshalb, willig oder unwillig, die Grundvoraussetzungen des organisch-ästhetischen Pantheismus. In den Weltprozess wird nicht nur kalte Gesetzmäßigkeit oder Gerechtigkeit, sondern zugleich Schönheit und Güte verlegt, wie schon Sokrates das hellenische Ideal der Kalofagathie in die Götterwelt übertrug und wie bei Plato die höchste Idee oder Gott mit der Idee des Guten zusammenfiel. Der Messianismus der Lichtreligionen vollends verlegt das räumliche Jenseits, das Paradies, aus dem Räumlichen ins Zeitliche, ans „Ende der Tage“, in ein „Drittes Reich“: „Kommen wird der Tag“. Und eben so fordert der Evolutionismus Spencers einen ständigen Aufstieg des Universums bis zur Erriung des absoluten Gleichgewichtes; „bis die Entropie der Welt ihr Maximum erreicht hat“ (Clausius).

In all diesen lezten Fragen nach den Urgründen alles Seins, Denkens und Handelns läßt uns die Wissenschaft im Stich. Ob Kant das Ding an sich für unerkennbar hält, Herbert Spencer die Substanz für ein Unknowable oder Eduard von Hartmann für ein Unbewußtes ausgiebt, bedeutet wenig gegenüber der ihnen gemeinsamen Ueberzeugung, daß es vom tiefsten und lezten Weltengrund kein mathematisch-exaktes Wissen, sondern nur einen Glauben

giebt. Und welcher Glaube macht glücklicher und thätiger: der Glaube an ein „Verlorenes Paradies“ oder der Glaube an „ein Gottesreich auf Erden?“ Buddhismus oder Messianismus? Welches Erziehungssystem hat sich besser bewährt? Die buddhistisch-indische Nirwanalehre, die depressiv und lähmend wirkt, oder die echt germanisch-leibnizische Energetik, die unsere Welt als Kraft, Energie, Arbeit, That begreift? Danach ist Gott selbst, die Konas Monadum, die Weltenergie im Großen, wie wir Menschen diese selbe Weltenergie im Kleinen sind. Jede Konade ist zukunftschwanger (*gros de l'avenir*). Jeder Mensch trägt seine eigene Weltformel, seine Lebensmelodie in sich. Das ist sein heiliges Rückgrat, sein moralischer Halt, sein religiöses Ideal. Die Welt ist uns nicht gegeben, sondern aufgegeben, sagt Fichte; sie ist nicht das Reich des Seins, sondern das des Sollens, der zu bewältigenden Aufgabe, der zu erfüllenden Pflicht. Menschen oder Völker ohne Ideale, ohne Aufgaben, ohne Lebensziel und Lebenssinn, ohne Lebensplan und Lebenszweck sind wie im Weltraum umherwirbelnde Atome, denen nicht Gravitation und Fallgesetz die Richtung wiese. Ideen und Ideale sind gleichsam Gravitation und Fallgesetz im Reich der Geschichte. Diese Ideale können wir nur erstreben, nicht erreichen; nur an sie glauben, nie sie unserem Wissen erwerben. Doch indem wir an sie glauben, versuchen wir auch, sie allmählich zu verwirklichen. Die religiöse Hypothese der messianisch gestimmten Lichtreligionen läßt sich in die Formel bannen: Das Heil des Menschengeschlechtes liegt nicht hinter, sondern vor uns.

Bern.

Professor Dr. Ludwig Stein.



Abend.

Ich weiß nicht: soll ich schlafen oder träumen?
 Es fällt ins Schloß das Thor von Elfenbein;
 Vor mir der Zug von schwarzen Todesbäumen . . .
 Und müde winkt der blaue Mohn vom Rain.

Die weiten Wege schimmern von Gestalten,
 Manchmal erkenn' ich Antlitz und Gewand.
 Der Abendwind weht durch die leeren Falten,
 Die Träume lassen trauernd meine Hand.

In weißen Schleiern, an des Wege Ende,
 Da steht ein Bild, reglos, aus weißem Stein;
 Langsam und feinern heben sich die Hände . . .
 Ich weiß: dort wird traumlose Ruhe sein.

Hamburg.

Theodor Suse.



Ein Straußenhandel.

Da wir gerade über die Preise von Vögeln reden: ich habe einmal einen Strauß gesehen, für den dreihundert Pfund gezahlt wurden“, sagte der Konseruator in der Erinnerung an die Reifen seiner Jugend. „Dreihundert Pfund!“ Er blickte mich über die Brille her an. „Ein zweiter wurde bei vierhundert abgelehnt.“

„Nein“, sagte er, „um einen Liebhaberpreis handelte sich nicht. Es waren ganz einfache Strauße. Ein Bißchen eingefallen sogar; Folge der Diät. Und in dieser Forderung war nicht einmal irgendein Vorbehalt ausbedungen. Man hätte denken sollen, auf einem Indiensfahrer wären fünf Strauße billig zu haben gewesen. Aber die Sache war die: einer von ihnen hatte einen Diamanten verschluckt.“

Der Bursch, von dem er ihn hatte, war Sir Mohini Padijschah, 'n toller Prop, 'n Piccadilly-Prop, möchte man sagen, bis zum Hals hinauf. Dann ein gräßlicher schwarzer Kopf und ein wippender Turban mit dem Diamanten draun. Das Vieh von Vogel dachte plötzlich zu und hatte ihn; und als der Bursch Lärm schlug, merkte es vermutlich, daß es was verkehrt gemacht habe, und ging hin und mischte sich unter die anderen, um sein Inkognito zu bewahren. Das ging im Nu. Ich war als Einer der Ersten zur Stelle. Der Heide stammelte die Namen all seiner Götter; und zwei Naats und der Führer der Vögel lachten sich krank. Komische Art, 'nen Diamanten zu verlieren! Der Führer war gerade weg gewesen und wußte auch nicht, welcher Vogel es war. Glast verloren, sehen Sie. Wie thats nicht die Spur leid, wenn ich aufrichtig sein soll. Der Lump hatte mit seinem elenden Diamanten geprahlt, so lange er an Bord gewesen war.

So was geht wie ein Lauffener vom Bug bis zum Achter durchs Schiff. Alles redete davon. Padijschah ging nach unten, um seine Gefühle zu verbergen. Beim Diner (er warfste mit zwei anderen Hindus an einem besonderen Tisch herum) spottete der Kapitän darüber und Padijschah regte sich sehr auf. Er drehte sich um und sprach mir ins Ohr. Er wolle die Vögel nicht kaufen; er wolle seinen Diamanten. Er verlangte sein Recht als britischer Untertan. Sein Diamant mußte zur Stelle. Darauf bestand er. Er würde sich an das Haus der Lords wenden. Der Führer der Vögel war ein Holzkopf, dem man keinen neuen Gedanken beibringen kann. Jeden Vorschlag, die Vögel mit Argeneien zu behandeln, wies er ab. Er hatte die Instruktion, sie so und so zu füttern und so und so zu behandeln, und man hätte ihm so viel bieten müssen, wie seine Stellung einzug, wenn er sie nun plötzlich nicht so und so füttern und so und so behandeln sollte. Padijschah wollte eine Magenpumpe anwenden; Sie wissen ja: bei Vögeln geht Das nicht. Dieser Padijschah lebte und webte in allerlei blödsinnigen Geseßen (wie übrigens die meisten dieser Bengalenkerls) und sprach von Zurückhaltungrecht und so weiter. Aber ein alter Knabe, der angab, sein Sohn sei Rechtsanwalt in London, behauptete, was ein Vogel verschluckt, werde ipso facto ein Theil des Vogels und Padijschahs einzige Aussicht liege in einer Klage auf Schadensersatz; und selbst dann könne man womöglich fahrlässige Selbstverschuldung nachweisen. Er habe keinerlei Recht an einen Strauß, der ihm nicht gehöre. Das brachte Padijschah aus dem Gleichgewicht, zumal die meisten Passagiere dem Alten Recht gaben. Wir hatten keinen Juristen an Bord, der die Sache aufklären konnte, und redeten nun ins Blaue hinein. Hinter Iden scheint der Bengale sich endlich der allgemeinen Ansicht angeschlossen zu haben, denn er ging heimlich zu dem Führer und machte ein Gebot auf alle fünf Strauße.

Am nächsten Morgen gabs schönen Lärm beim Frühstück. Der Führer war nicht bejagt, über die Vögel zu verhandeln, und nichts konnte ihn zu dem Verkauf bewegen; aber es scheint, er erzählte Padiſchah, ein Eurasier namens Potter habe schon ein Gebot gemacht; und daraufhin verklagte Padiſchah Potter vor uns Allen. Aber ich glaube, die Meisten fanden Das ziemlich gerieben von Potter, und ich weiß, daß ich reichlich über den Verlust einer Gelegenheit fluchte, als Potter uns sagte, er habe in Wien nach London telegraphirt, um die Vögel zu kaufen, und in Suez werde er Antwort haben.

In Suez brach Padiſchah in Thränen aus, in wirkliche Thränen, als Potter Eigentümer der Vögel wurde, und er bot ihm ohne Bedenken zweihundertfünzig Pfund für die fünf, also mehr als zweihundert Prozent Verdienst auf den Preis, den Potter gezahlt hatte. Potter sagte, er wolle sich hängen lassen, wenn er nur eine Feder von ihnen hergebe; er wolle sie, einen nach dem anderen, schlachten, um den Diamanten zu finden; doch als er sich überlegt hatte, wurde er nachgiebiger. Er war eine Spielratte, dieser Potter, 'n Wischen verdächtig mit Karten in der Hand, und diese Lotteriegeschichte muß ihm deshalb behagt haben. Auf jeden Fall erbot er sich (aus Mitleid), die Vögel einzeln mit einem Mindestgebot von achtzig Pfund pro Stück zu versteigern. Aber einen, sagte er, wolle er behalten, um sein Glück zu versuchen.

Sie müssen wissen: der Diamant war werthvoll. Ein kleiner Jude, ein Diamantenhändler, der an Bord war, hatte ihn auf drei- oder viertausend Pfund geschätzt, als Padiſchah ihn gezeigt hatte. Die Idee der Straußenlotterie schlug also ein. Nun wollte der Zufall, daß ich mit dem Menschen, der für diese Strauße sorgte, manchmal über Dies und Das gesprochen hatte, und ganz gelegentlich hatte er gesagt, der eine von den Vögeln sei krank; er meinte, es sei vom Magen. Das Thier hatte eine fast ganz weiße Schwanzfeder, daran kannte ich es; und als die Auktion am nächsten Tage mit ihm begann, überbot ich Padiſchahs fünfundsachtzig Pfund mit neunzig. Ich glaube, ich bot etwas zu sicher und eifrig; ein paar Leute kamen dahinter, daß ich Bescheid wußte, und Padiſchah bot auf diesen Vogel wie ein unverantwortlicher Irzer. Schließlich erhielt ihn der jüdische Diamantenhändler für hundertfünfundsiebzig Pfund und Padiſchah sagte: Hundertachtzig, als der Hammer gerade heruntergeschlagen hatte. So wenigstens behauptete Potter. Auf jeden Fall sicherte der jüdische Händler ihn sich; hulte auch auf der Stelle eine Flinte und schoß ihn tot. Potter schlug einen Heidenlärm. Das, sagte er, werde den Verkauf der drei anderen erschweren. Und Padiſchah benahm sich natürlich wie ein Idiot. Aber wir waren Alle sehr aufgeregt. Ich kann Ihnen sagen: ich war nicht wenig froh, als die Sektion vorüber und kein Diamant gefunden war; nicht wenig froh. Ich war bei diesem Vogel selbst bis zu hundertvierzig Pfund gegangen.

Der kleine Jude war wie die meisten Juden: er machte nicht viel Aufhebens von seinem Unglück; aber Potter lehnte es ab, die Auktion fortzusetzen, bis man ausgemacht habe, daß die Waare erst geliefert werde, wenn der ganze Handel vorüber sei. Der kleine Jude wollte geltend machen, der Fall liege hier ganz besonders; und da die Stimmen ziemlich getheilt waren, wurde die Sache bis auf den nächsten Morgen verschoben. Wir hatten abends eine lebhaftes Tafel, kann ich Ihnen sagen, aber schließlich ließ man Potter seinen Willen; denn es war klar: er ging sicherer, wenn er alle Vögel behielt, und wir schuldeten ihm einige Rücksicht für sein sportgemäßes Benehmen. Und der alte Herr, dessen Sohn Jurist war, sagte, er habe sich die Sache durch den Kopf gehen lassen und es sei sehr zweifelhaft, ob der Dia-

mant, wenn er in dem aufgeschnittenen Vogel gefunden worden sei, nicht dem eigentlichen Besitzer zurückgegeben werden müsse. Ich deutete an, es falle vielleicht unter die Paragraphen des Schatzfundes; und so war es denn auch in Wirklichkeit. Nach heftigem Streit kamen wir schließlich überein, es sei auf jeden Fall thöricht, den Vogel an Bord zu schleppen. Dann versuchte der alte Herr, der mit seinem juristischen Geschwäh weitichweilig wurde, herauszubisteln, die Auktion sei eine Lotterie und also ungesetzlich; er wandte sich sogar an den Kapitän; aber Potter sagte, er verkaufe die Vögel als Strauß. Er wolle keine Diamanten verkaufen, sagte er, und benutze den Edelstein nicht als Lockung. Die drei Vögel, die er anbiete, enthielten nach seinem besten Wissen und Gewissen keinen Diamanten. Der Diamant sei in dem, den er behalte, so hoffe er.

Am nächsten Morgen stiegen die Preise trotz Alledem hoch. Die Thatsache, daß nur noch vier Vögel blieben, statt der fünf, schuf eine Haufe. Im Durchschnitt erzielten die Vogelweiber zweihundertzwanzig Pfund. Und komisch: dieser Pabischah kriegte keinen davon; keinen einzigen. Er machte zu viel Lärm, sprach, statt zu bieten, von seinen Besitz- und Pfändungsrechten; und außerdem wicanirte Potte ihn ein Bißchen. Ein Vogel fiel einem stillen Offizierchen zu, ein zweiter dem kleinern Juden und den dritten erstanden die verbündeten Maschinisten. Dann schien es Potter plötzlich leid zu thun, daß er die Thiere verkauft habe; er sagte, er habe ganze tausend Pfund weggeworfen, und wahrscheinlich eine Riete gezogen; er sei eben immer ein Narr gewesen. Aber als ich hinging und mit ihm redete, um zu sehen, ob er an seiner letzten Möglichkeit festhalte, fand ich, daß er den Vogel schon an einen Politiker verkauft hatte, der an Bord war, einen Burjchen, der in seinen Ferien indische Moral und soziale Fragen studirt hatte. Dieser letzte Strauß war der zu dreihundert Pfund. Na, drei von den Viechern wurden in Brindisi gelandet (obgleich der alte Herr sagte, Das verstoße gegen das Zollreglement) und Potter und Pabischah gingen mit ihnen von Bord. Der Hindu schien halb wahnsinnig, als er seinen Diamanten nun wirklich verloren geben sollte. Er sagte immerfort, er werde sich ein Verbotrecht verschaffen, und gab den Burjchen, die die Vögel gekauft hatten, seinen Namen und seine Adresse, damit sie wüßten, wohin sie den Diamanten zu schicken hätten. Keiner wollte seinen Namen und seine Adresse und Keiner rückte mit eigenen Personalangaben heraus. Es war eine schöne Balgerei auf dem Perron, kann ich Ihnen sagen. Jeder fuhr mit einem anderen Zug. Ich fuhr bis Southampton weiter. Da sah ich den letzten Vogel, als ich landete; es war der, den die Maschinisten gekauft hatten. Er stand dicht beim Steg in einem Packford und erschien mir als die knochigste und albernste Fassung für einen werthvollen Diamanten, die man nur sehen konnte, — wenn er nämlich die Fassung eines werthvollen Diamanten war.

Wie es endete? Das will ich Ihnen sagen. Na... Vielleicht. Ja: eine Thatsache ist nicht unerheblich. Eine Woche etwa nach meiner Landung ging ich die Regent Street hinunter, um Etwas einzukaufen: und wen sah ich da Arm in Arm und in rosigster Laune? Pabischah und Potter! Wenn maus bedenkt...

Ich hab' mir's so gedacht. Nur, wissen Sie, der Diamant war echt, Das ist sicher. Und Pabischah war ein nobler Hindu. Ich habe seinen Namen in der Zeitung gelesen, oft sogar. Aber Sie haben ganz Recht: ob der Vogel den Diamanten verschluckt hat, ist eine andere Frage."

Selbststanzeigen.

Berje zu meinem Leben. Vorrede: Rechtfertigung für meine Freunde.

Ich habe ein reichliches halbes Jahrhundert hinter mich gelebt, ohne mich zur Herausgabe meiner Berje entschließen zu können. Für einen deutschen Dichter entschieden abnorm, — zumal ich eben so gut wie jeder andere meiner lieben von der Muse geküßten Landolente zunächst einmal der Versuchung unterlegen bin, Zambentrauerspiele und lyrische Gedichte zu verfertigen, bevor ich mich der Proja zuwandte. Es war wohl meine angeborene heftige Abneigung gegen jede Art von Pose, die mich immer wieder von einer Herausgabe meiner gereimten Intimitäten zurückhielt. Denn Das ist eben das Wunderliche an der Lyrik, daß sie den Dichter eben so wohl als nackten Menschen wie als positrendes Modell zeigt. Jede lyrische Dichtung ist eine Enthüllung, und wie sehr auch der schaffende Künstler der Oeffentlichkeit zuflücht, bebingt doch jedes lyrische Bekenntniß vor dieser Oeffentlichkeit die vorherige Ueberwindung eines Schamgefühl's, das jedem seiner organisirten Menschen angeboren sein muß. Wiederum schließt aber auch die Künstlichkeit und Knappheit der Form die Nothwendigkeit der bewußten Pose in sich. Der natürliche Mensch spricht, der Lyriker aber flücht von sich. Es mag also ein Gedicht ein noch so ursprünglicher Ausdruck echten Gefühls sein, so bleibt es doch immer etwas so Unwirkliches wie etwa eine Operarie im Vergleich zu dem Monolog des gesprochenen Dramas. Ich aber bin von Kind auf ein absolater Realist gewesen, dem sogar die harmlosen Phrasen der Höflichkeit schwer über die Lippen wollen und den jede gemachte Feierlichkeit, jeder mit der Stednadel erzielte Faltenwurf verächtlich oder wenigstens lächerlich dünkte. Dann aber habe ich auch zeit lebens einen so großen Respekt vor der deutschen Lyrik verspürt, daß ich mir sagte: Was willst Du mit Deinen Keimereien unter all den herrlichen Sängern von Gottes Gnaden? Der köstliche Lieberfrühling der stürmischen achtziger Jahre in unserer Literatur bestärkte mich noch in solcher Bescheidenheit. Kein anderes Kulturvolk der Erde hat doch sicherlich im Laufe eines einzigen Jahrzehntes eine so stattliche Reihe allererster Lyriker hervorgebracht wie wir damals; und es war mir immer eine ganz besondere Freude, auf diesem Gebiete der Dichtung nur Genießender zu sein. Das Bewußtsein, daß auch mir manch ein hübscher Vers gelungen sei, genügte mir durchaus; und irgend welcher Reid auf jene von mir ehrlich verehrten Sängler hat mich niemals angefochten. Nun war aber eine Reihe meiner Verdichtungen durch Kompositionen und Rezitation so allgemein bekannt geworden, daß immer die Aufforderung an mich gestellt wurde, meine Gedichte gesammelt herauszugeben. Ich konnte diesem Drängen nicht gut länger widerstehen, aber ich glaube, nun für diese Sammlung eine Form gefunden zu haben, die den Verdacht ausschließt, als wollte ich auf meine alten Tage noch mit unseren Auserwählten in Wettbewerb treten. Nein, nicht die goldene Leiter im Arm und in die edlen Falten der Toga geküßt, will ich mit diesem Gedichtbuch auf ein Piedestal hinaufklettern; ich will vielmehr nur für meine unbekanntten Freunde da draußen, die ich mir vielleicht durch meine Erzählungen erworben habe, mein Leben in diesen Berjen so skizziren, daß sie daraus ein Weniges von dem Menschen erkennen und vielleicht gar lieben lernen. Wenn ich jemals dazu kommen sollte, die Geschichte meines Lebens in ehrlicher Proja und unbekümmert er epischer Breite niederschreiben, so würde Das

ein Buch geben, neben dem alle meine zahlreichen Romane und Novellen wie harmlose Spielereien erscheinen müßten, ein Buch voll schwerer Thränen und grandioser Kengste, ein Buch voll hoher Wonnen und hellen Gelächters, mit einem Gedränge von Menschen und Ereignissen, wie keine Erfindung sie in einem dichterischen Werke zusammenzupressen vermöchte. Aber wer weiß, ob ich zu diesem Lebensbuch je Muth und Kraft finden werde? Wer weiß, ob mein Fuß nicht schon wenige Schritte weiter auf das Fallbrett treten wird, also daß ich ungebeichtet in das tintenschwarze Loch hinunterruß? Dafür soll dies gereimte Stammbuch meiner Menschlichkeit gut sein; und so müge man es gütig verziehen und verzeihen.

Darmstadt.

Ernst Ludwig Freiherr von Wolzogen.



Deutsche Form. Betrachtungen über die Jahrhundert-Ausstellung deutscher Malerei. Mit einer Einleitung: Von den letzten Dingen in der Kunst. München, Georg Müller. Das Erste bis Vierte Buch enthält ein Glossar zur Deutschen Jahrhundert-Ausstellung in der berliner Nationalgalerie und zur münchener Retrospektiven von 1906; das letzte Buch schließt sich an die Ergebnisse der Dritten Deutschen Kunstgewerbe-Ausstellung in Dresden an.

Zur Herausgabe dieses umfangreichen Werkes wurde ich veranlaßt durch die mir vorgetragene Wünsche. Das, was ich in zerstreuten Versuchen da und dort veröffentlicht, in gesammelter Form zur Diskussion zu stellen. Zur Kennzeichnung der Grundtendenz folgen hier einige Stichproben aus dem Vorwort.

Dieses Buch enthält Bekenntnisse. Es wäre überflüssig, wenn es nur die Bekenntnisse eines Einzelnen verzeichnete. Die Oessentlichkeit ist kein Beischuß. Ich weiß aber, daß Das, was ich sagen möchte, die Sehnsucht, die Entschlüsse, die „Richtung“ einer ganzen Generation (zwar vielleicht nicht vollkommen ausprägt, doch) mindestens erkennbar macht. Wir wollen kämpfen um „das Recht, das mit uns geboren ist“. Wir wollen, daß man unserer Generation erlaube, sich die Formen zu erringen, in denen sie glaubt, ihr Leben freudig und ergiebig einsetzen und verwerten zu können, ohne die ihr vielleicht das Dasein überhaupt nicht lebenswerth erscheint.

Große Umwälzungen im Reich der deutschen Kultur stehen bevor (so scheint es) und nicht allein in der „Kunst“ im engeren Sinn, in der „Bildenden“ Kunst sondern auf allen Gebieten, wo formende Schöpferkraft sich bethätigen kann, sind, so will es uns bedünken, Revolten im Anzug. Es geht ein Warren und Großen durch das Land, es schallen neue Worte aus den Tiefen, feste Reulinge treten auf, die das bisher als „modern“ Bejüngene verachten und die dem ganzen bisherigen „Kunstbetrieb“ ein naheß Ende anjagen. Aus allen Kultursstätten des deutschen Volksthumes werden solche Sturmzeichen gemeldet. Jeder Tag bringt neue; sie kommen uns vor wie die verrätherischen Flämmchen, die aus dem Hause züngeln, das außen noch unberührt dasteht, indessen es innen schon durch und durch von zehrenden Bluthen erfüllt ist. Wir beginnen, zu rechnen. Wer machte und trug die „Moderne“? Es war die Generation von 1840, 1850, 1860. Nun schreiben wir 1906; es ist ein Menschenalter verlossen seit 1870. Giebt es da noch Etwas zu erklaunen? Darf man der Generation von 1870 abstreiten, daß sie jetzt „an der Reife“ ist? An ihrer Spitze schreiten Männer, die toben in die Volkskraft

eingetreten sind. Sie und ihre Generation haben das Recht, nein, die Pflicht, nun das Steuer zu fassen und ihren eigenen Kurs zu steuern.

Die „Deutsche Form“ ist für mich, ist für uns nicht etwas Feststehendes, sondern ein Bewegtes, nichts Fertiges, sondern ein immerzu Werden-des, nicht ein in der Vorzeit Vollendetes, sondern ein von jeder Generation für ihre Zeit immer wieder neu zu Zeugendes, neu zu Vollendendes. Es ist wahr: wir glauben, wenn wir unter den Kulturresten der Vorzeit wandeln, Zeiten von verschiedener Intensität der deutschen Form feststellen zu können. Bald dünkt Einen, daß sie macht- und gluthvoll erstarrte, bald, daß sie ermattet hinschwinde und im Erblassen das Leben der Deutschen, ihre Kunst, ihre Tracht und Sitte der Willkür preisgebe. Es sind lange Zeitspannen in der Vergangenheit unseres Volkes, in denen die Formgewalt ganz erstarrt zu sein und das Leben sich ganz in Imitation zu verkleiden schien. Wir vergessen dann aber, daß uns die wissenschaftliche Registratur bisher fast nur die Kultur jener dünnen Oberschicht aufschloß, die „Geschichte“ machte. Unter dieser dünnen Oberschicht, im „Nassiv“ des Volksthumes, in der Bauernschaft vor Allem, stand das rassistig-bodenständige Formprinzip immerdar aufrecht bis in die jüngste Zeit. Wie bei allen Völkern ist auch bei dem unsren die besondere Form ein Ergebniß des, wenn man will, „autochthonen“ Prinzips mit den herandrängenden Formprinzipien anderer, vor Allem mächtigerer Kulturkreise. Ohne diese Kämpfe käme kein Volk zu einer Form; denn die eigene Formgewalt wird eben nur durch solchen Kampf ihrer selbst bewußt, frei und schöpferisch stark. Dies sei hier gesagt, um den Verdacht auszuschließen, als ob eine romantische Teufelschümelei befürwortet werden sollte. Nein, sie soll gerade bekämpft werden, wie alles Romantische.

Erinnern wir uns aber auch, wie unser Volk unter Umständen in seine Eige eingerückt und in die Geschichte eingetreten ist, die für die Entfaltung eines Kulturlebens von eigener Form ganz ungewöhnlich ungünstig waren. Wir sind Spätlinge unter den Europäern; wir sind mit den Slaven sogar die Spätesten von allen. Wir wurden seßhaft in und neben der alten, reichgeprägten, von den übermächtigen hellenischen und orientalischen Formgewalten gepfeilten Welt der „lateinischen Form“. Bis in unsere Zeit hinein gab es daher immer und immer Krisen; immer und immer erhob sich die Gefahr, daß wir von den Lateinern aufgefogen würden; und nicht nur „kulturell“, sondern auch politisch. Die „lateinische Form“ hat niemals auf das römische Prestige verzichtet, „Weltform“ zu sein. Wäre es unbedingt ein Unglück gewesen, wenn auch wir in dieser „Weltform“ aufgegangen wären? Ohne allen Zweifel. Nicht nur ein Unglück für uns, sondern auch ein Unglück für Europa, für die „Welt“ überhaupt. Die Imprägung des allgemeinen Kulturgutes durch die deutsche Formgewalt hat eine solche Fülle allgemein giltiger höchster Werthe erbracht, daß deren Fehlen gleichbedeutend wäre mit einer ungeheuerlichen Lücke in der europäischen Kultur. Man denke nur, was es allein bedeuten würde, wenn die deutsche Musik nicht wäre! Es fehlte eine Vollkommenheit, ein absolut Höchstes. Man könnte eben so gut die griechische Plastik streichen. Endlich haben wir aber dadurch, daß wir unser eigenes Formprinzip aufrecht hielten, uns in einer Stellung befestigt, die uns ermächtigt und ermöglicht, die europäische Entwicklung auf unsere Schultern zu laden, sobald den alten „lateinischen“ Völkern die Last zu schwer wird. Dieser Augenblick ist da. Und deshalb ist die Frage nach der deutschen Form keine deutsche Frage, sondern eine europäische Frage.

... Es ist nicht zufällig, daß die Bildende Kunst dabei vor allen anderen Künsten beachtet wurde. Denn hier ist das Feld, auf dem sich zuerst wieder eine größere Zahl fährender Geister verständig hat und die Masse der Erlesenen der jüngeren Generation geschlossen vorrücken kann. Die Bildende Kunst ist das einzige Gebiet der Formenscheidung, auf dem man wieder einig ist über Das, worauf es ankommt. Drum ging auch der erste Angriff unserer Formgewalt auf die noch rohe Maschinen-civilisation von der Bildenden Kunst aus, die sich unter dem Feldgeschrei der „Angewandten Kunst“ mit den centralsten Mächten der Zeit, mit der Maschine, dem Kapital, der Ingenieurkunst, mit der Schifffahrt und dem Welthandel, in organische Verbindung gesetzt und so, vom Kern aus, eine Umschmelzung des formlosen modernen Lebens in eine Form „flüssig gemacht“ hat.

Eine Kultur, die zu ihrer vollkommensten Ausprägung eine poetische, dramatische, musikalische Form verlangt, die dem Niveau nach dem bildnerischen Höchsten unserer Zeit entspräche, die ist eben erst im Werden. Bis zu dem Tage ihrer gesicherten Entfaltung aber werden deutsche Dichter, deutsche Tonsetzer und deutsche Dramatiker das Los tragen müssen, das ihren Blutbrüdern in der Bildenden Kunst, wie Feuerbach, Zeißl, Trübner, Marées vor einem Menschenalter beschieden war. Sie müssen durchhalten und die Kraft dazu in sich selber finden, in jener heldenmüthigen Gesinnung, die Hans von Marées erfüllte, als er schrieb: „Meinem Lebensprogramm werde ich treu bleiben; und wenn ich auch, wie die Leute es nennen, darüber zu Grunde gehen sollte, so geschieht es mit der Fahne im Arm.“ Er hat Wort gehalten. Thun wir Desgleichen!

München.

Georg Fuchs.



Der krasse Fuchs. Vita, Deutsches Verlagshaus. Berlin. Mark 3,50.

Die Qualen und Kämpfe, die seligen und verhängnißvollen Trunkenheiten, von denen mein Buch erzählt, liegen zwanzig Jahre hinter mir. Aber Laufende deutscher Jünglinge müssen sie täglich in der gleichen Form um uns her erleben. Zehn Jahre noch; und mein eigener Sohn muß hinein für meine, für seine Kommilitonen von damals, heute und morgen habe ich mein Buch vom deutschen Corpsstudenten geschrieben. Es ist, so denke ich, in seinen wesentlichen Theilen ein Buch vom deutschen Studenten, vom deutschen Jüngling überhaupt; vielleicht ein Buch vom Werden der Mannesphase. Im Kampfe wider den Ansturm der Wirklichkeit, zumal aber der Sinnendränge sind wir Alle Kommilitonen, wir Männer alle. Und am Ende habe ich wohl auch dem anderen Geschlecht Etwas zu sagen; mindestens hat es als das Geschlecht der Geliebten, Gattinnen und Mütter ein eben so hartes Interesse wie wir selber daran, daß wir in diesem Kampf Sieger, starke, rüstige Sieger bleiben. Den Beruf zum Sittensrichter, zum Weltverbesserer fühle ich nicht in mir: ich habe das Bild deutschen Jugendlebens gemalt, wie es mir sich bargestellt hat, und kein Sonnenstrahl, der mich geblendet, ist mir zu hell, kein Abgrund, vor dem ich schaudern mußte, zu schwarz und furchtbar gewesen. Ich glaube dennoch, mein Buch ist vor Allem ein Buch des Trostes geworden. An all den Knabenkämpfen war mir immer das Schrecklichste die Einsamkeit: das grauenvolle Gefühl, als ob nur ich, nur ich allein so Unerhörtes leiden müßte. Von diesem Grauen des Verlassenseins die jungen Kämpferseelen zu erlösen durch

die Erkenntniß, daß wir Alle zwischen Feuer und Wasser hindurch zur Lebensmeister-
schaft uns aufringen müssen: mit dieser Sendung habe ich mein Buch hinausgeschickt.

Walter Bloem.



Hodensatz des Lebens. Hugo Heller & Co. in Wien.

Nimm von einem Sandhaufen ein Korn; was ist dadurch geändert? Suche ein gleiches: Du findest es nicht. Ein Mensch ist dahin; der Menschheit fehlt er nicht und doch ist er unerseßlich. Denn Jeder ist einzig.

Wie schwer muß es sein, die Hingebung eines Menschen nicht auszunützen!

Du lachst über die Eitlen, Du verspottest, Du verachtetest sie. Wenn Du nur einmal einen verschönten, künstlich verjüngten Menschen ohne die Thaten der Eitelkeit in seiner ganzen Zämmerlichkeit gesehen hast, bist Du ihm dankbar für sein mühsames Streben, seine Häßlichkeit zu verbergen.

Die das Mitleid mißbrauchen, sind die verworfensten unter allen Dieben, denn sie bestehlen die Allerärmsten.

Nicht die Erfüllung unserer Wünsche macht uns wunschlos, sondern die Erkenntniß.

Die sogenannten Naturgesetze sind gar keine Gesetze, sondern nur Aphorismen zum Naturerkennen.

Den Tod nicht finden, ist die härteste irdische Strafe, die der Mensch ausgeklügelt hat; im Jenseits aber ist es ein Lohn.

Wenn mir Jemand dankt, so möchte ich ihm danken, daß er mir die Gelegenheit gegeben hat, ihm zu nützen; und wenn ein Leidender spürt, wie gut ich es ihm meine, bin ich ergriffen wie durch einen unverhofften Glücksfall.

Achtest die Menschen Du hoch,

So wirfst Du als Menschenfeind enden;

Schätze sie lieber gering,

Über behalte sie lieb!

Wir helfen lieber bei „unverschuldetem“ Unglück als bei selbstverschuldetem; thut verschuldetes Elend weniger weh? Ist Wohlthun ein Richterspruch?

Wenn man nur Wenigen wohlthun kann, so wählt man Solche aus, denen noch zu helfen ist. Nach einer Schlacht giebt es über die Kräfte viel zu thun. Drum werden die Verwundeten fortirt; für die Hoffnungslosen hat man keine Zeit.

Ein Kranker quält sich unter Schmerzen einem sicheren, vielleicht noch fernem Tod entgegen. Darf man da nicht aus Erbarmen töden? Ja, man dürfte wohl, gäbe es nur keinen Irrthum, kein Verbrechen; und könnte man auch Beides verhüten; der arme Kranke hätte zu seinem Leiden noch das Mißtrauen und würde die Krankheit weniger fürchten als den Arzt.

Verhärtet sich der Arzt mit der Zeit gegen den Anblick der leidenden Menschen? Was den Neuling erschreckt, sieht der Erfahrene mit Ruhe. Das macht den Harten noch härter, den Weichen aber weicher.

Der Entschluß, den Du im Innern trägst, ist Dein Geschöpf; hast Du ihn aber herausgesagt, so ist er Dein Herr.

Willst Du ein Weib vernichten,

Laß es von Weibern richten.



Hüttenzechen.

Anfang September wies ich hier auf die unbequeme Lage hin, in die das Rheinisch-Westfälische Kohlenyndikat durch die Uebermacht der Hüttenzechen gebracht worden sei, und sagte, man könne es kaum noch das mächtigste deutsche Industrieartell nennen. Jetzt sind die Hüttenzechen noch stärker, ist das Syndikat noch schwächer geworden. Nach zweijähriger Dauer ist der von der Deutsch-Luxemburgischen Bergwerks- und Hüttengeellschaft gegen das Kohlenyndikat geführte Prozeß vom Reichsgericht zu Gunsten von Deutsch-Luxemburg entschieden worden. Das Ziel des Kampfes war die gerichtliche Feststellung, daß allen Zechen, die nach dem Abschluß des neuen Syndikatsvertrages vom neunundzwanzigsten Dezember 1903 von Hüttenzechen erworben worden waren, die Eigenschaft der Hüttenzechen zuerkannt werde. Deutsch-Luxemburg forderte dieses Privilegium für die beiden im Jahr 1904 angekauften Zechen „Friedrichs Nachbar“ und „Hasenwinkel“; das Syndikat wollte das Vorrecht der Hüttenzechen nur den Unternehmungen gewähren, die es schon vor dem Abschluß des neuen Syndikatsvertrages hatten. Das Landgericht Essen entschied gegen, das Oberlandesgericht Hamm für das Syndikat; das Reichsgericht hob das Urtheil der Zweiten Instanz auf und stellte das essener Urtheil wieder her. Die Entscheidung ist für die Zukunft der deutschen Montanindustrie ungemein wichtig. Die Bahn ist frei, die „Reinen“ können sich nun noch schneller den Hüttenzechen anschließen und es muß sich zeigen, ob das Kohlenyndikat unter diesen Umständen seinen Lebenszweck noch erreichen kann. Der letzte Vertrag hat ihm Unheil gebracht. Vorher gabs den Unterschied zwischen Hüttenzechen und Reinen Zechen nicht und die Macht des Syndikates schien unerschütterlich. Erst als die Konzentration weiter gediehen war, fühlten die durch Fusionen gekräftigten Einzelunternehmungen sich stark genug, um dem Syndikat ihre Bedingungen vorzuschreiben. Die Folge war der oft beklagte „Schönheitsfehler“, der Fehler in der Konstruktion. Im Prozeß hat das Syndikat behauptet, Paragraph 2^o des neuen Vertrages („Mehrere Schachtanlagen, welche einer Gesellschaft angehören, werden in Bezug auf Feststellung der Beteiligungsgrößen als Ganzes betrachtet“) sei aus Versehen in den Vertrag hineingekommen. Der Vorsitzende selbst aber, Geheimrath Kirndorf, hat gesagt, man sei, um „das Band geschlossen zu bekommen“, genöthigt gewesen, den Hüttenzechen KonzeSSIONen zu machen. Das Syndikat wachte also genau, was es that.

Das Vorrecht der mit Hüttenwerken vereinigten Zechen besteht darin, daß diese Bergwerke den eigenen Verbrauch ihrer Hütten an Kohlen und Koks frei von den Umlagen des Syndikates und ohne Anrechnung auf ihre Btheiligung beim Syndikat fördern können. Während jede Reine Zechen nach dem Vertrag „ihre gesammte Produktion an Kohlen, Koks und Briquettes dem Rheinisch-Westfälischen Kohlenyndikat“ verkauft hat, kann die Hüttenzeche den ganzen Selbstverbrauch ihrer Hüttenwerke frei decken, ohne sich um die Beschränkungen des Syndikatsvertrages zu kümmern. Dieses Privilegium bietet unverkennbare Vortheile. Die Hüttenzechen arbeiten mit wesentlich geringeren Selbstkosten. Sind die Kohlenpreise hoch, so werden von der Preissteigerung nur die Hüttenwerke getroffen, die keine eigenen Zechen haben, sondern ihre Kohlen vom Syndikat kaufen müssen. Die Hüttenzechen liefern den zu ihnen gehörenden Eisenwerken zum „Selbstkostenpreis“ und haben die Kohlennoth und die ungenügenden Lieferungen des Syndikates an seine Ab-

nehmer nicht zu fürchten. In unseren Tagen der Hochkonjunktur können die Hüttenzechen zunächst an die Deckung des eigenen Bedarfes denken und die Lieferungen an das Syndikat um das Quantum schmälern, um das die Anforderungen der Hüttenwerke gestiegen sind. Daher die schon vor zwei Monaten hier erwähnte Klage des Syndikates, es könne die den Abnehmern schuldige Pflicht nicht erfüllen. Die Hüttenzechen blieben in der Förderung für das Syndikat zu Zeiten um 50 Prozent unter der Beteiligungsziffer. Mühten sie nicht zuerst für das Syndikat sorgen? Vielfach ist behauptet und den Syndikatsleitern gerathen worden, den Prozeßweg zu beschreiten. Das haben sie aber nicht gewagt und einstweilen nur bestimmt, daß die Hüttenzechen für die Mengen, die sie dem Syndikat auf ihre Beteiligungsziffer schuldig bleiben, die Umlage (jetzt 7 Prozent) zahlen. Die Hüttenzechen bleiben auch von den üblen Folgen der Förder einschränkungen verschont, die das Syndikat anordnet, sobald der Bedarf nachläßt. Durch die Begrenzung der Produktion werden die Betriebskosten gesteigert. Das trifft die Hüttenzechen nicht; was sie dem Syndikat weniger zu liefern haben, können sie für ihre eigenen Hüttenwerke mehr fördern. Die Betriebsmöglichkeit kann also voll ausgenützt und zwischen Unkosten und Ertrag ein rationelles Verhältnis gesichert werden. Werke, die nur Zechen oder nur Hütten sind, haben also wesentlich höhere Selbstkosten aufzubringen als die privilegierten Hüttenzechen. Und je kleiner die Zahl der Reinen Zechen wird, desto größer wird für die einzelnen die Last der dem Syndikat geschuldeten Abgaben. Auch darin liegt eine Gefährdung des Syndikatsgedankens. Die Reichsgerichtsentscheidung macht die Lage nun natürlich noch unbehaglicher.

Die erste Antwort kam von der Harpener Bergbaugesellschaft. Sie sagt: „Wenn der Syndikatsvertrag vom fünfzehnten September 1903 den Inhalt hat, wie er ihn nach der jetzt vorliegenden Entscheidung des Reichsgerichtes haben soll, so haben wir uns über diesen Inhalt im Irrthum beunden und einen derartigen Vertrag nicht eingehen wollen. Wir sehten deshalb den Syndikatsvertrag wegen dieses Irrthumes an. Einstweilen werden wir ihn weiter erfüllen; doch unter Protest und unter Ablehnung jedes Präjudizes eines darin sonst etwa liegenden Anerkenntnisses der Rechtsgiltigkeit des von uns angefochten Vertrages“. Diese von stolzem Rechtsbewußtsein diktierte Erklärung der größten unter den Reinen Kohlenzechen konnte Schrecken erregen; hat die Anfechtungsklage der Harpener Erfolg, dann ist mit der Syndikatsherrlichkeit aus. Der ersten Klage würden bald ja andere folgen. Und Harpen sieht mit einer (am dreißigsten Juni 1906 ausgewiesenen) Beteiligung von 9,25 Millionen Tonnen Kohlen und Koks bei einer Gesamtbeteiligungsziffer von 88,97 Millionen Tonnen an der Spitze der Syndikatslieferanten, hat also im Hohen Rath ein sehr gewichtiges Wortlein mitzureden. Dieser Gesellschaft, die vor Kurzem ihren fünfzigsten Geburtstag feierte und mit Recht von sich sagen durfte, daß sie mit Genugthuung auf ihre bisherige Thätigkeit zurück und mit Zuversicht vorwärts blicke, kann Niemand verdenken, daß sie sich rechtzeitig gegen die Hüttenzechen zu sichern sucht. Daß die Anfechtungsklage Erfolg haben könne, wird von der Mehrheit der Juristen zwar bezweifelt; der Prozeß kann immerhin aber die Situation klären. Der Syndikatsvertrag läuft noch bis zum Jahr 1915; daß aber so, wie es in letzter Zeit geschah, fortgewirthschaflet werden könne, ist kaum anzunehmen. Siegt Harpen, so ist der Vertrag gelöst, wird die Klage abgewiesen, so bleibt das Abkommen zwar rechtlich bestehen, aber die Hüttenzechen können dem Syndikat das

Leben unerträglich machen. Vielleicht ist deshalb die Vermuthung nicht ganz grundlos, daß die Anrechnungslage dem Syndikat sehr willkommen ist, dem ein Ende mit Schreden lieber sein muß als ein Schreden ohne Ende. Denkbare wäre die Auflösung des Syndikates, der dann der Abschluß eines neuen Vertrages, also die Aufrechterhaltung folgen würde. Undenkbar, daß man auf die Dauer Syndikatsmitgliedern erlaubt, zuerst für sich zu sorgen und die Interessengemeinschaft als *quantité négligeable* zu behandeln. Undenkbar, weil sonst der Lebenszweck des Syndikates, der Zweck, für den es geschaffen worden ist, nicht erreicht werden könnte.

Den Harpenern wurde vor kurzem der Plan einer Fusion zugeschrieben, der auf eine veränderte Auffassung der Verhältnisse schließen ließ. Harpen, hieß es, solle mit den Rombacher Hüttenwerken vereinigt werden. Kommerzienrath Oswald, der dem Aufsichtsrath von Rombach vorsteht, ist in den Aufsichtsrath von Harpen eingetreten und der Generaldirektor von Harpen, Kommerzienrath Mäßer, soll in den harpener Aufsichtsrath gewählt werden. Für den seit Jahren geplanten Zusammenschluß der beiden Gesellschaften spricht auch die Thatfache, daß an beiden die Berliner Handelsgesellschaft in erster Reihe interessiert ist. Fraglich ist nur, ob durch die Vereinigung von Reinen Zechen mit Hüttenwerken jetzt noch Hüttenzechen entstehen können oder ob die Reichsgerichtsentscheidung sich nur auf die Angliederung von Zechen an schon vorhandene Hüttenzechen bezieht. Im zweiten Fall könnten neue Hüttenzechen nicht mehr entstehen und die Verbindung der Reinen Zeche Harpen mit dem Hüttenwerk Rombach brächte den Verbündeten nicht die Privilegien der Hüttenzeche. Mir scheint diese Deutung richtig; denn das Reichsgericht hat in dem Prozeß der Deutsch-Luxemburgischen Bergwerks-Gesellschaft, die schon vor dem Abschluß des neuen Syndikatsvertrages Hüttenzeche war, nur entschieden, daß die an eine bestehende Hüttenzeche, auch nach dem Vertragstag, dem fünfzehnten September 1903, angegliederten Zechen die Vorrechte der Hüttenzechen genießen. Allzu wichtig wäre die Entscheidung nicht; die gewünschte Vereinigung läßt sich in jedem Fall bequem durchführen. An Hüttenzechen, die sich zur Vermittlung bereit fänden, fehlt es gewiß nicht. Wichtiger wird die künftige Gestaltung der Interessengemeinschaft Gelsenkirchen-Schalker-Boche Erde sein. Geheimrath Emil Kirzdorf ist Vorsitzender der gelsenkirchener Gesellschaft und des Kohlsyndikates. Für welche Seite wird er sich jetzt entscheiden? Tritt an die Stelle der losen Interessengemeinschaft zwischen den drei Gesellschaften die Fusion, so wird Gelsenkirchen ohne Weiteres Hüttenzeche, da der Schalker Gruben- und Hüttenverein deren Eigenschaft besitzt. Als die Interessengemeinschaft im September 1904 zu Stande kam, wurde ausbrüchlich gesagt, Gelsenkirchen wolle sich vorsehen, um im Fall einer Auflösung des Syndikates nicht als Reine Zeche hinter den Hüttenzechen zurückzubleiben. Wahrscheinlich wird also auch Gelsenkirchen bald Hüttenzeche sein.

Und was wird aus der Hibernia? Die Gesellschaft wird ihr Aktienkapital wieder um 10 Millionen Mark erhöhen und dabei so klug verfahren, daß die schon jetzt in der Uebermacht thronenden Gegner der Verstaatlichung durch die 10 Millionen noch stärker werden. (42 Millionen privaten Besitzes stehen dann den 28 Millionen des preussischen Fiskus gegenüber). Die Hibernia ist die zweitgrößte unter den Reinen Zechen; wird sie dem Sturm, der dem Syndikat droht, lange trotzen oder sich auch rasch in eine Hüttenzeche umwandeln? Preußen könnte dann Trustprotector werden; der Staat hätte an seinem Aktienbesitz aber kein ernsthaftes Interesse mehr, wenn das Syndikat, auf dessen Handeln er Einfluß gewinnen will, wirklich aufgelöst würde.

Jedenfalls hat der Feldzug Röllers unrühmlich geendet. An ein staatliches Bergbaumonopol ist für lange Zeit nicht zu denken. Wie weit das private Monopol sich erstrecken wird, bleibt abzuwarten. Das Kohlen Syndikat hat weder die Produktion noch die Preise zu reguliren, auch den Konsum nicht zu befriedigen vermocht. Die Preiserhöhung für das Jahr 1907 rechnet mit einer (noch recht ungewissen) Fortdauer der Hochkonjunktur und ist deshalb getadelt worden. Die Vortheile, die das Syndikat den Zechen bietet, denen es den Verkauf der geförderterten Kohlenmengen abnimmt, werden nutzlos, sobald die Zechen eigene Hüttenwerke besitzen, die ihre Hauptabnehmer sind. Deshalb ist fraglich, ob die Rentabilität der Zechen leiden würde, wenn sie ohne Syndikat wirtschaften müßten; ungewiß ist sicher ist, daß die Eisenindustrie davon wesentlichen Nutzen hätte. Für die anderen Kohlenverbraucher käme es auf den Umfang der künftigen Vereinigungen an. Ein einziger großer Trust, der die Konkurrenz ausschaltet, kann den Konsumenten die Preise vorschreiben; giebt es aber auch nur zwei Trusts, so schützt der Wettbewerb die Kunden immerhin vor allzu hohen Preisforderungen. Vermuthlich bekämen wir zunächst mehrere Concerns und den Käufern ginge es nicht schlechter als jetzt. Wer soll das Kohlen Syndikat also vermissen? Sein Schicksal würde nur die Wahrheit des Wirtschaftsgefeßes erweisen, das in dem Syndikat eine Vorstufe zum Trust sieht.

Ladon.

Aus dem Fernen Westen der Vereinigten Staaten kommen Klagebriefe. Briefe deutscher Patrioten, die bekümmert sind, weil der Yankee sie unbarmherzig höhnt. Alle Versicherungsgeellschaften, ruft er ihnen zu, haben ohne allzu langes Zaudern den ihnen Policeninhabern in San Francisco entstandenen Schaden gedeckt. Alle; nur Eure deutschen Gesellschaften weigern sich, einen Cent auszus zahlen. Sie berufen sich auf die „Erdbebenklausel“ ihrer Verträge; ob mit Recht, wird erst vor Gericht in jedem einzelnen Fall festzustellen sein. Und die bei ihnen Versicherten sind zum größten Theil doch Deutsche; sind Leute, die ohne Vermögen herüberkamen, Alles durch ihrer Hände Fleiß erworben haben und nun von der Heimath im Stich gelassen werden. Habt Ihr noch das Recht, über unsere amerikanischen Geschäftsmethoden und Praktiken die Nase zu rümpfen? . . Eine leidige Geschichte. Nur Sachverständige, die den Thatbestand dem Wortlaut der Verträge vergleichen können, sind in der Lage, zu prüfen, ob der Rechtsboden, auf den die Versicherungsgeellschaften sich stellen, haltbar ist. Haben die Direktoren (manchem hat erst das amerikanische Geschäft zu behaglicher Fälle verholsten) aber auch bedacht, daß ein kluger Kaufmann nicht immer nur an den Profit von heute und morgen denken darf? In Amerika wird selten noch Jemand Lust haben, sich gegen Feuer bei einer deutschen Gesellschaft zu versichern; er muß ja fürchten, daß die Schadensersatzsumme ihm schließlich, unter einem mehr oder minder sichhaltigen Vorwand, entzogen wird. Das ist eine Privatangelegenheit der Gesellschaften, die wohl darauf gefaßt sind, daß sie in Amerika fürs Erste nicht viel zu verdienen finden. Im nationalen Interesse ist aber sehr bedauerlich, daß die deutschen Gesellschaften die einzigen sind, die sich ihren Verpflichtungen entziehen wollen. Onkel Sam wird sicher Jahre lang mit der Sache krebsen. Die im Gebiete der Union lebenden Deutschen, denen es ohnehin nicht leicht gemacht wird, ihre Stammeseigenart zu bewahren, und die gern doch mit stolzem Hochgefühl auf ihre Heimath weisen möchten, werden unter diesem Gerede leiden und sich vielleicht nicht mehr so wirksam gegen die Tendenz zur Amerikanisirung wehren. War die häßliche Geschichte gar nicht zu vermeiden?

3 Stunden Schnellzug von Berlin

Ostsee-Bad **HERINGSdorf**

(nur Sand-Strand)

„**KURHAUS**“

Schönstes u. vornehmstes Hotel der Ostsee, allerersten Ranges, neuerbaut, am 1. Juni d. J. eröffnet, direkt an d. gr. Dampferlandungsbrücke, unmittelbar am Strand u. Kurpromenade, umgeben v. herrl. Buchenwald, 300 Zimmer, fast alle nach der See, sämtlich mit Balkons. In der gr. Glashalle, 2000 Personen fassend, Restaurant mit vornehm. französ. Küche. Fahrstuhl. Ueberall elektr. Licht und Zentralheizung. Wintersaison vom 1. November bis 1. Mai.

BERLINER HOTEL-GESELLSCHAFT

(Hotel „Der Kaiserhof“, Berlin).

Hotel „Cecilie“ Wiesbaden

und **Badhaus.**
Erstklassiges Haus. Allerfeinste freie Lage neben Kurhaus u. Kgl. Theater.
Zimmer von Mk. 3.— an, mit Pension von Mk. 10.— an.

Circus BuschTäglich Abends 7 $\frac{1}{2}$ Uhr**ROM**

Grosse Original Ausstattungs-Pantomime in 7 Bildern.
Besonders hervorzuheben: **Das Radium-Ballet.** Die grossen Kampfspele im Circus Caligula. Die Todesfahrt über die zersprengte Brücke. Brand und Zusammensturz des Castor-Tempels. Feenhafte Licht- und Wasserspele.

sowie das grosse Galaprogramm.
Goerz- Anschütz- Klapp-Camera „Ango“
mit Goerz-Doppel-Anastigmat.

Für
Fachleute
und
Amateure.



Für
Fachleute
und
Amateure.

Leicht, stabil, kompensiös und elegant.

Neues Modell.

Von aussen verstellbarer, geschlossen aufziehender Schliessverschluss für **Zeit-, Ball- und Momentaufnahmen** (bis $\frac{1}{1000}$ Sekunde). Mit Tele-Einrichtung für Fernaufnahmen geeignet.

Kataloge kostenfrei. Bezug durch alle photographischen Handlungen oder durch

Optische
Anstalt**C. P. Goerz,**Aktien-
Gesellschaft

Berlin-Friedenau 56.

London

Paris

New York

Chicago



LEIH- BIBLIOTEK!

Kottbuser Damm 1-2

Die Abonnements können mit jedem Tage begonnen werden. Der Leser hat die Berechtigung, die Bücher jeden Tag zu wechseln.

Lese-Bedingungen

Abonnement auf	1 Band	2 Bände	3 Bände	4 Bände
pro Monat	1.20	1.60	2.00	2.40
pro Vierteljahr	2.40	3.20	4.00	4.80
pro Halbjahr	3.75	4.80	6.00	7.20
pro Jahr	5.00	6.50	8.00	9.60

Als besonderes Entgegenkommen für diejenigen Leser, welche ein Abonnement Zeitmangel wegen nicht aussetzen können, verabfolgen wir Lesekarten mit unbeschränkter Gültigkeit für einzelne Bände. Die Lesekarten bestehen aus 10 Marken à 15 Pf. und berechtigt jede Marke zur Entnahme eines Bandes für die Dauer einer Woche.

A. Jandorf u. Co



Regelmässige
Schnell-Postdampfer-Verbindungen

Von
BREMEN
nach
AMERIKA

New-York und Southampton-Cherbourg
LONDON PARIS

Baltimore-Galveston-Cuba

Südamerika-Brasilien-La Plata

Mittelmeer-Aegypten

Ostasien-Australien

Specialprospekte werden auch von
sämtlichen Agenturen kostenfrei ausgegeben

Norddeutscher Lloyd
Bremen

America-Bank A. G.

Berlin W. 64, Behrenstr. 48.

Telephon Amt I No. 7573.

Wir machen hierdurch bekannt, dass wir unseren Geschäftsbetrieb aufgenommen haben.

Unseren hauptsächlichlichen Geschäftszweig bildet die Ausführung von allen in das Bankgeschäft einschlagenden Geschäften im Verkehr mit den Vereinigten Staaten von Amerika und den anderen amerikanischen Ländern.

Wir empfehlen uns für:

Eröffnung von Check-Conten und Annahme von Depositen-geldern,

Eröffnung von laufenden Rechnungen,

An- und Verkauf von Effekten, Wechseln und ausländischen Geldsorten,

Ausstellung von Checks, Wechseln und Kreditbriefen auf alle Plätze des In- und Auslands,

Gewährung von Krediten.

Berlin, 19. November 1906.

America-Bank A. G.

Berliner-Theater-Anzeigen

Deutsches Theater

Anfang 7 $\frac{1}{2}$ Uhr.
Freitag, den 30./11. und Sonntag, den 2./12.

Das Wintermärchen.

Sonnb., d. 1./12. **Der Kaufmann v. Venedig.**
Montag, d. 3./12. **Ein Sommernachtstraum.**
Weitere Tage siehe Anschlagssäule.

Kammerspiele

des Deutschen Theaters
Freitag, den 30./11. u. Sonntag, d. 2./12. 8 U.

Frühlingserwachen.

Sonabend, den 1. u. Montag, den 3./12. 8 U.
Gespenster.

Thalia-Theater

Heute u. folgende Tage: 8 Uhr.

Eine lustige Doppel-Ehe

Freitag, den 2./12. Abds. 7 $\frac{1}{2}$ U. **Charleys Tante.**

Theater des Westens.

Freitag, den 30./11. Sonnabend, den 1. Sonntag,
den 2. und Montag, den 3./12. 7 $\frac{1}{2}$ Uhr.

Der Schmetterling.

(Fritz Werner als Gast)

Cabaret Unter den Linden 22.

Geöffnet v. 11 Uhr nachts bis 4 Uhr.
Eliteprogramm Schlager auf Schlager.

Neues Theater

Anfang 7 $\frac{1}{2}$ Uhr.
Freitag, den 30./11. Sonnabend, den 1./12. u.
Sonntag, den 2./12.

Die Condottieri

Weitere Tage siehe Anschlagssäule

Lortzing-Theater

Belle Alliancestr. 7/8. Dir. Max Garrison.
Freitag, den 30./11. 7 $\frac{1}{2}$ U. Premiere

Die Regimentstochter.

Sonntag, d. 2./12. 7 $\frac{1}{2}$ U. Dieselbe Vorstellg.
Sonnabend, den 1./12. u. **Fra Diavolo.**
Montag, den 3./12. 7 $\frac{1}{2}$ U.

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.

Der Teufel lacht dazu

Grosse Jahres-Revue mit Gesang und Tanz
in 8 Bildern von Julius Freund.
Musik von Victor Heltander.
Bender. Massary.
Joseph. Giampietro.
Phila Wolf.

Walhalla-Variété-Theater

Weinbergsweg 19/20 Am Rosenthaler Thor
Täglich Abends 8 Uhr
Das effektvolle November-Programm

Wissenswertes

für Denkende. Höchst lehrreiches
Buch Preis M. 1.20. Preisl. üb. Bücher
gratis. R. Oeschmann, Konstanz No. 516.

Restaurant u. Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

Treffpunkt der vornehmen Welt

Die ganze Nacht geöffnet. * Künstler Doppel-Konzerte.

Bestellungen
auf die

Einbanddecke

zum 56. Bande der „Zukunft“

(Nr. 40—52. IV. Quartal des XIV. Jahrgangs).

elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Pressung etc. zum
Preis von Mark 1.50 werden von jeder Buchhandlung od. direkt
vom Verlag der Zukunft, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a
entgegengenommen.

Berliner-Theater-Anzeigen

Neues Schauspielhaus und Mozartsaal.

Am Nollendorfplatz. Anfang 8 Uhr.
Freitag, den 30/11, Sonnabend, den 1.
und Sonntag, den 2/12

Die Hochzeitsfackel

Freitag, den 30/11.
**Populäres Sinfonie-Concert des
Mozartsaal-Orchesters.**
Sonntag, den 2/12
**Populäres Concert des Mozartsaal-
Orchesters, Dirig. Hofkapellm. Paul Weil.**

Komische Oper

Freitag, den 30/11. 8 Uhr **Die Bohème.**
Sonnabend, d. 1. u. Sonntag, d. 2/12. 8 Uhr

Lakmé.

Montag, den 3/12. 8 Uhr. **CARMEN.**
Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Kleines Theater.

Freitag, den 30/11. 8 U. **Ein idealer Gatte.**
Sonnabend den 1., Sonntag, den 2. und
Montag, den 3/12. 8 Uhr.

Die Feinde.

Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

folies Caprice

Linienstr. 152 Ecke Friedrichstrasse.
Dir. Felix Berg.

Täglich: **Das Provinzmädel.**
Das Modell. Anfang 8 Uhr.

Lustspielhaus in Berlin

Freitag, den 30/11, Sonnabend den 1., Sonntag,
den 2. und Montag, den 3/12. 8 Uhr.

Musarenfieber

Sonntag, Nachm. 3 Uhr.

Die von Hochsattel.

Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Cabaret Roland von Berlin

Potsdamerstrasse 127.

Sensationeller Erfolg

Eröffnungs-^{des} Programm!
Täglich 11—4 Uhr. Entree 3,20 M.

Miniaturen-Ausstellung in den Salons Friedmann & Weber

Täglich 7—10 Uhr. Berlin W., Königgrätzerstr. 9. Sonntag 11—2 Uhr.

<p>Klinik (Sanatorium) für Berlin.</p>	<p>Gallensteinkranke mit Kurhaus Nieder-Schönhausen</p> <p>(Magen-, Darm-, Leberleidende).</p> <p>Einheitliche Behandlung. Idyllischer gesunder Landaufenthalt zur Kur, Nachkur und Erholung. Schönste Lage im Königlichen Park. Beste Verpflegung.</p> <p>Ohne Operation nach bewährten wissenschaftl. Methoden. Prospekte kostenfrei.</p> <p style="text-align: center;">Dr. B. SCHUERNAYER, Berlin SW., Königgrätzerstrasse 110</p>
--	--

Dr. Ziegelroth's Sanatorium

Zehlendorf bei Berlin, Wanneseebahn

Physikalisch-diätetische Therapie (Naturheilmethode).

Eisbärfelle

sind nicht besser aber teurer als meine Selbstschneidenselle „Ratte Eisbär“; feinste Eisbärteppiche, chemisch gereinigt, geruchlos, bleibend weich oder silberglanz, etwa 1 m groß 8 M. Vorlagen 6 u. 7 M. bei 3/24. Fr. Preis. m. Auerferst. fr. W. Heino, Länzmühle Nr. 35 bei Schwandorf (Cineb. Seibe).



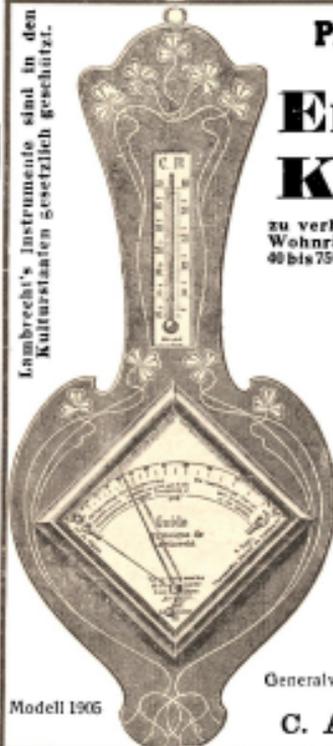
die billigste
Briefmarken
auf dem Weltmarkt
auf Preisliste gratis u. franco.
MAX HERBST Kaufhaus Hamburg. 3.

Teppiche

Frachtkü-ke 3,75, 6,—, 10,—, 20,— bis
800 Mark, Gardinen, Portieren, Möbel-
stoffe, Steppdecken etc.
billigst Berlin. 158
im **Spezialhaus** Oranienstr.
Katalog (600 Illstr.) **Emil Lefèvre.**
grat. u. fr.
Weihnachts-Extralist Sonderangebote
gratis u. franco.

Insertionspreis für die 1spaltige Nonpareille-Zelle 75 Pf.

Lambrecht's Instrumente sind in den Kulturstaaten gesetzlich geschützt.



Modell 1906

Praktisches Festgeschenk?

Um

**Erkältungen,
Katarrhe etc.**

zu verhüten, soll nach Dr. Fieischer in geheizten Wohnräumen die relative Feuchtigkeit der Luft — 40 bis 75%, u. die Temperatur — 15° R. od. 19° C. betragen.

Beides wird durch

**Original Lambrecht's
Hygienischen Ratgeber**

angezeigt, der zugleich einen vornehmen Zimmerschmuck bildet. Erhältlich in verschiedenen Ausstattungen, mit deutschem, französischem oder englischem Text.

Preis M. 12.50.

Man verlange Gratis-Drucksache No. 360

Wilh. Lambrecht, Göttingen.

Gegründet 1859 (Georgia Augusta)

Inhaber des Ordens für Kunst und Wissenschaft, der grossen goldenen und verschiedener anderer Staatsmedaillen, Ehrendiplom, Goldene Fortschritts-Medaille Wien 1906.

Vertreter an allen grösseren Plätzen des In- und Auslandes.

Generalvertrieb für die Schweiz, Italien und die österreichischen Alpenländer durch:

C. A. Ulbrich & Co. in Zürich.

A. Maass'

wissenschaftliche Werke sind föhrend und leitend auf vielen geistigen Gebieten der Gegenwart. Zus. über 300 Seiten mit über 90 Artikeln, modernst. und interessantest. Inhalts. Preis 3,20 Mk. frk. Zu bez. d. d. Buchhdlg u. den Verl. A. Maass in Kolberg, Ostseebad.

BUSCH-

**Hand-
Kameras**

mit

**BUSCH-
Objektiven.**

Besondere
NEUHEITEN
1906.

Ageb	Kameras	30 — 49
Lilliput		70 — 130
Doppel-Lilliput		90 — 150
Drei-Preis		82 — 168



Busch Bis-Telar!

Tele Objektiv höchster Vollendung.

Zu beziehen durch alle fotogr. Handlungen, Kataloge gratis und franko.

Rathenower Optische Ind.-Anstalt, von Emil Busch, A.-G., Rathenow.



GERBODE'S
unsortierte Hand-Arbeit.
 Nur Qualität. Keine unnütze Verfeinerung durch
 verschwenderische Ausstattung.
 — 3 Spezialmarken. —
 1 M. 6.— 2. M. 7.— 3. M. 8.—
 Diese 300 Cigarren zu M. 21.— franko Inland.
Carl Gerbode, Berlin C31.
 Spittelmarkt 11.,-Etage. Telefon Amt I 4916.

Stammhaus Gießen. Lieferant höchster Hothaltungen.

Waldpark-Sanatorium
Magen-, Darm-, Stoffwechsel-, Herz-, Nervenkr.
 3 Spezialärzte. — Winterkuren.
 Sämtliche mod. Karmittel. Aller Comfort. Prospekte. Besitzer: Dr. FISCHER.
Blasewitz bei Dresden.

Sanatorium Marienbad bei Goslar Harz
 Phys. diät. Kuranstalt für Nervenleidende u. Erholungsbedürftige.
 Moderne Einrichtungen und Heilfaktoren. Übungstherapie für Rückenmarksleiden. Luft-
 und Sonnenbäder. Prospekte durch die Verwaltung.
 Ärztlicher Director San.-Rat Dr. K. Benno.

Schockethal

n. Cassel. Hervor. Karznel. f. natürl. Bldw. Gr. Erlage.
 Wierkams. Prop. Tel. 1151 Amt Cassel. Dr. Schrammthl.

VERFASSER

v. Dramen, Gedichten,
 Romanen etc. bitten
 wir, sich zwecks Unterbreitung eines vor-
 teilhaften Vorschlages hinsichtlich Publi-
 kation ihrer Werke in Buchform, mit
 uns in Verbindung zu setzen.
 15, Kaiser-Pl., BERLIN-WILMERSDORF.
 Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Nervenschwäche der

Ausführliche Prospekte
 mit gerichtl. Urteil u. ärztl. Gutachten
 gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert
 Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70.

Wie gewinnt man

neue Lebensfreude? oder das Sexual-
 Nerven-System des Menschen und dessen
 Auffrischung und Kräftigung durch ein er-
 probtes Verfahren. Broschüre von Dr. Pöche
 geg. 25 Pf. frei. Gustav Engel,
 Berlin W. 150, Potsdamerstrasse 131.

Die Unternehmungen der Brüder Siemens

von **Dr. Richard Ehrenberg**,
 Professor d. Staatswissensch. u. d. Univ. Rostock
Erster Band: Bis zum Jahre 1870

Mit 7 Abbild. 1906. Preis: 12 M., geb. 13 M. 20 Pf.

•• Verlag von Gustav Fischer in Jena ••

Actien-Gesellschaft Schlossbrauerei Schöneberg.

Bilanz-Conto.

Debet		„	„
Grundstück-Conto Schöneberg	968167	60	
Gebäude-Conto Schöneberg	2031809	03	
Grundstück-Conto „Königshöhe“, Freienwalde a. O.	26000	—	
Mälzerei- und Niederlage-Conto Lichtenrade	851965	60	
Brauerei-Inventar-Conto	95009	87	
Maschinen-Conto Schöneberg	119718	27	
Transportfastage-Conto	35200	80	
Pferde- und Wagen-Conto	186374	60	
Automobile-Conto	28533	47	
Lagerfastage-Conto	132700	89	
Kühl-Anlage-Conto	144495	40	
Elektrische Beleuchtungs-Anlage- Conto	32527	57	
Pneumatische Mälzerei-Anlage- Conto	12659	94	
Restaurations-Inventar- und Aus- schanklokale-Conto	84000	—	
Abteilung für Flaschenbier	5000	—	
Abteilung für Siphonbier	724428	70	
General-Vorräte-Conto	67215	60	
Kassa-Conto	604500	—	
Effekten-Conto	404445	83	
Ausstehende Forderungen	1700230	—	
Conto - Corrent - Conto, Eigene Hypothesen und Debitores	29266	53	
Assekuranz-Conto	8407215	70	
Kredit.		„	„
Aktien-Kapital-Conto	3000000	—	
Hypothesen-Conto	2257030	—	
Lombard-Conto	286245	80	
Reservefonds-Conto	787880	—	
Elisabeth Helene Friede Lehmann- Stiftung	10116	70	
Kautions-Conto	16096	30	
Conto-Corrent-Conto Kreditores	411130	18	
Dividenden-Conto	510	—	
Hypothesen-Zinsen pro III. Quartal Guthaben der Kundschaft und Einlagen	1149964	79	
Alters-, Invaliditäts- und Kranken- kassen-Conto	18000	—	
Netto-Gewinn	422116	93	
	8407215	70	

Gewinn- und Verlust-Conto.

Debet.		„	„
Abschreibungen auf:			
Gebäude-Conto Schöneberg	18812	98	
Grundstücks-Conto Königshöhe	683	49	
Mälzerei- und Niederlage-Conto Lichtenrade	15880	42	
Brauerei-Inventar-Conto	7259	03	
Maschinen-Conto Schöneberg	19407	71	
Transport-Fastage-Conto	17851	05	
Pferde- und Wagen-Conto	56981	35	
Automobile-Conto	14216	73	
Lager-Fastage-Conto	6918	49	
Kühl-Anlage-Conto	6987	35	
Elektrische Beleuchtung	2349	30	
Pneumatische Mälzerei-Anlage	1406	66	
Restaurations-Inventar- und Aus- schanklokale-Conto	33284	40	
Abteilung für Flaschenbier	117371	50	
Abteilung für Siphonbier	3676	25	
Ausstehende Forderungen	22391	70	
Handlungs-Unkosten-Conto	215769	02	
Feuer- und Unfall-Versicherungs- Prämien	12092	27	
Alters-, Invaliditäts- und Kranken- kassen-Conto	38288	34	
Betriebskosten-Conto	375324	83	
Reparaturen-Conto	133160	71	
Hypothesen-Zinsen-Conto	122500	—	
Gewinne	422116	93	
	1664080	71	
Kredit.		„	„
Gewinn-Vortrag vom 1. 10. 1905	9413	90	
Bier-Conto: Eirag	1583661	87	
Pacht- und Miets-Conto	11737	—	
Gewinn-Anteil für Abtretung eines Gemeinde-Grabens	234	07	
Ueberschuss an Zinsen	59033	87	
	1664080	71	

Schöneberg, den 7. November 1906.

Der Aufsichtsrat: Dr. Heckscher.
Die Direktion: Max Fincke.

Die auf 12% festgesetzte Dividende
gelangt sofort bei der Dresdner Bank
zur Auszahlung.

Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G. (Alte Stuttgarter)

Gegründet 1854.

Alle Überschüsse gehören den Versicherten.

Versicherungsbestand 770 Millionen Mark.

Unverfallbarkeit = Unanfechtbarkeit = Weltpolice

Dividende für die Versicherten nach 3 Arten. Darunter steigende
Dividende nach vollständigem neuem System (Rentensystem). Je
nach der Versicherungsdauer  Dividendensteigerung 
bis auf 100% der Prämie und mehr.

DER
KLEINE
BROCKHAUS
ist soeben erschienen

Zu beziehen
durch alle Buchhandlungen.

A bis Z
in
2 Bdn.

Komplett
geb.
24 M.

Pariser

Liebschaften von Rétil de la Bretagne deutsch von Peter Arstin. br. M. 6.—; gebd. M. 7.—; Liebh.-Ausg. M. 10.—
Seltene deutsche Bücher Kat. gratis Zusendg. porto- und zollfrei!
Ch. Corday, 51 z. r. Msr. le Prince, Paris.

Schriftsteller!



Bekannter Verlag übern. litter. Werke aller Art. Trägt teils die Kosten. Aemss. günst. Beding. Off. unt. B. N. 205, an Hassenstein & Vogler, A.-G., Leipzig.

Zweite vermehrte Auflage.
Dr. W. Rudeck,

Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Deutschland.

514 Seiten m. 58 interess. Illustrationen 10 M.
Leinwbd. 11,50 M., Halbfz. 12 M.

„... Offenbart sich diese göttliche Rücksichtslosigkeit und völlig schleierte Nacktheit genügend im Text, so bedauern wir nur die Wahl des Titels, welcher d. Gesch. der öffentl. Unsittlichkeit hätte heißen müssen. Dies Werk enth. d. beste Satire der gut. alten Zeit u. zeigt d. moralischen Fortschritt geg. früher.“
(Berl. Klin. Monatschr.)

Prospekte u. Verzeichnisse über kultur- und sitzungsgeschichtl. Verlag gratis franko.

H. Bardsdorf, Berlin W 30.,
Landshuterstr. 2.

Billige Bücher

find. Sie im illustrier- 40. Jah-
ten Bücherkatalog gang,
ca. 200 Seiten stark gratis durch
J. M. Spaeth, Berlin C. 2,
gegenüber dem Rathause. — Gegr. 1884.

Ein Jungen-Tagebuch

(für Altersgenossen, Eltern, Lehrer)

Otto der Ausreißer

von Gustav Naumann
& Digneth, o. C. Geiger

Ein Buch, das ernst
genommen sein will
das weder durch im-
bianentum verwirrt,
noch durch breitgetre-
tene Moral verstimmt.
broch. M. 3.—
geb. M. 4.—

Verlag C. G. Naumann
:: Leipzig ::

Zur gefl. Beachtung!

Der heutigen Nummer ist ein Prospekt beigeheftet beifolgend

Verlagswerke des Insel-Verlag in Leipzig.

Ausserdem liegt der heutigen Auflage noch ein Prospekt bei der Firma

Johann Maria Farina zur Madonna in Köln a. Rh.

Wir verhehlen nicht darauf hinzuweisen, dass der Weihnachtsversand des rühmlichst be-
kannten **Köln. Wassers** zum Vorzugspreis von M. 6.50 per Kletchen à 6 Originalflaschen,
12 Flaschen M. 12.— franko per Post gegen Nachnahme oder Postanweisung erfolgt

Wir bitten beiden Prospekten freundl. Beachtung schenken zu wollen.

MORPHIUM

Entwöhnung absolut zwanglos und ohne jede Entbehrungserscheinung. (Ohne Spritze.)

Dr. F. Müller's Schloss Rheinblick, Bad Godesberg a. Rh.

All. Komfort. Zentralheiz. elektr. Licht. Familienleben. Prospect frei. Zwanglose Entwöhnung von

ALKOHOL**Schnell u. Sicher**

The BERLIN

MESSENGER-BOY

COMPANY m. b. H.

Tel. VI. 9783.

Botenfür Besorgungen jeder Art innerhalb und ausserhalb Berlins.
Telephonische oder mündliche Bestellung.

Für alle, welche Sinn für echten Humor haben ist das

Wilhelm Busch-Album**Humoristischer Hausschatz**

enthaltend 13 der besten Schriften des Humoristen mit 1500 Bildern und das Portrait W. Busch's nach Franz von Lenbach

Das passendste Festgeschenk

Preis in rother oder grüner Leinwand geb. Mk. 20.—.

Im Album nicht enthalten sind die letzten Schriften des lachenden Philosophen, die wegen ihrer gereiften, mit köstlicher Satire gewürzten Lebensweisheit für ernste und nachdenkliche Leute eine willkommene Gabe bilden.

Zu guter Letzt. 7. Auflage, kart. Mk. 3.—

Kritik des Herzens. 9. Auflage, kart. Mk. 2.—

Eduards Traum. 4. Auflage, kart. Mk. 2.—

Der Schmetterling. 3. Auflage, kart. Mk. 2.—

und die Kinderbücher:

Sechs Geschichten für Neffen und Nichten.

Koloriert, kart. Mk. 3.50.

Bilderpossen. Schwarz R. 2.— kol., kart. R. 3.—

Der Fuchs. Die Drachen. Zwei lustige Sachen.

Kart. schwarz Mk. 2.—. kol., kart. Mk. 2.50.

Eine feine Ausgabe der „Knopp“-Erelogie in einem schönen Geschenkbande mit einem farbigen Innentitel ist soeben zum Preise von Mk. 5.— erschienen.

Die treffendsten Zitate Wilhelm Busch's sind als „Wilhelm Busch-Postkarten“ koloriert erschienen. 2 Serien à 20 Blatt in Mäppchen pro Serie Mk. 2.—

Verlag von Fr. Bassermann in München.

Max Ulrich & Co., Kommanditgesellschaft auf Aktien.

Bankgeschäft, Berlin SW. 11, Königgrätzerstr. 45.

Fernsprecher: Amt VI:
No. 875 Direktion.
" 7913 Kasse u. Effektenabteilung.
" 7914
" 7915 Kuxenabteilung.
" 7916

Telegramme: Ulrichs.
Reichsbank-Giro-Konto.

Ausführung aller ins Bankfach einschlagenden Geschäfte.

Spezial-Abteilung für Kuxe und unnotierte Werte.

9-1 und 3-5 Uhr.

Ernst v. Wolzogen, Der Topf der Danaiden

und seine Geschichten (u. d. d. deutschen Bohème) Sechste Auflage.

In farb. Umschlag geb. M. 3.50, elegant geb. M. 4.50.

„Novellen voll köstlichen Humors. Eine reiche Skala farbiger und feinsten Charakterzeichnungen, wie sie nur dem gereiften Meister gelingen kann.“

Neues Wiener Abendblatt.

„Ein Meisterwerk humorvoller Erzählungskunst.“

Prager Tageblatt.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

VITA, Deutsches Verlagshaus, Berlin NW. 52.

Echte Portweine!

Sortiment No. 1, 3 Fl. sortiert, Mk. 4.20,
Sortiment No. 2, 3 Fl. sortiert, Mk. 5.35,
Sortiment No. 3, 3 Fl. sortiert, Mk. 7.50,
Rotwein: St. Emilion gar Fl. Mk. 6.75
3 Fl. Mark 2.85. Reinheit garantiert
vers. n. Post inkl. Verpack. frko. Nachn.
I. G. Heinzen, Westerstede (Oldb.),
Wein-Import und Versandhaus.

Charakter-

Analysen nach der Handschrift von P. P. Liebe haben zum Idealziel: dem Gemüt einen intimen Reiz einzufügen, das persönliche Leben zu erweitern. Wissenschaft. Original-Methode. psychographologische Praxis seit 1890. Auf briefliche Anfrage kostenlos: seriöse Broschüre u. Honorarbedingung für die Beschreibung Ihres Innenlebens.

P. P. Liebe, Schriftsteller in Augsburg.

Die Heizung der Zukunft.

Eine Wärmequelle ohne Rauch ohne Russ, ohne Ausdunstung, sauber, bequem, stets betriebsfertig. Keine Bedienung erforderlich! Von Autoritäten als die gesündeste Heizung anerkannt.

Elektrische Kryptol-Patronen-Oefen

Kryptol, G. m. b. H., Bremen.

Verlangen Sie Preisliste 110.

Liköressenzen

zur Herstellung von Rum, Cognac und ähnlichen anderen feinen Likören. 6 Flaschen 4 Mark franko. Liste gratis. Max Arndt, Berlin C. 19, Seydelstr. 31a am Spittelmarkt.

Herbst- u. Winterkuren. „Sanatorium Zackental“ (Camphausen)

Bahnlinie: Warmbrunn-Schreibberha.
Fernsprecher 27.
oberhalb

Petersdorf im Riesengebirge (Bahnhstation)

für chronische, innere Erkrankungen, neurosthenische u. Rekonvaleszenten-Zustände, Diätetische Kuren.

Nach allen Erzeugenschaften der Neuzelt eingerichtete Windgeschützte, nebelfreie, nadelholzreiche Lage, Seehöhe 450 m. Ganzes Jahr geöffnet. Näheres Dr. med. Bartsch, dirig. Arzt oder Administration in Berlin S.W., Mäckerstr. 118.

Die Gewinnung und Verwertung der Schätze der Erde

behandelt mehr als vierzig hervorragende Fachmänner in

Der Mensch und die Erde

Herausgegeben
von
Hans Kraemer

Haupt-Abschnitte: Der Mensch und die Tiere — Der Mensch und die Pflanzen — Der Mensch und die Mineralien — Der Mensch und das Feuer — Der Mensch und das Wasser

Der Schwäbische Merkur, Stuttgart, schreibt: Wächtig ist es, daß das Werk von bekannten, von gleichen Verlage erschienenen Werke „Weltall und Menschheit“ an. Von der Arbeit dieser Forscher wurden in fünf Bänden in jenen Prädikament die Beziehungen des Menschen zum Weltall geschrieben, die Fortschritt der im Weltall tätigen Kräfte werden folgen, die Geschichte des Weltall geschrieben. „Mensch und Erde“ soll die Fortsetzung sein. Es soll die Stoffe kennen lehren, die der Mensch in der Natur bearbeitet, die Produkte, die sein Geist und seine Hände aus den Schätzen der Erde gestalten, es soll zeigen, in welche Richtung der Mensch zum Pflanzenreich, Tierreich und Mineralreich tritt. Wie er sich die drei Reiche nutzbar macht, aber wie er im Kampf mit ihnen steht, soll ebenfalls geschrieben werden, als wie er es verstanden hat, sich das Feuer und das Wasser zu zwingen.

Der erste Band von „Mensch und Erde“ gibt die Sicherheit, daß in Durchführung dieses großartigen Planes das Werk ebenso bedeuten wird, wie „Weltall und Menschheit“, das ja den ersten literarischen Erscheinungen der letzten Jahre zu zählen ist. Die Welt ist ein von eigenartigen Welt. Auf dem Boden neuerer, zarter, wissenschaftlicher Positionen steht, und übereinstimmend mit den modernen Erkenntnissen der Zeit, führt die Darstellung immer wieder zurück in vergangene Zeiten und oft in große Ferne. — Ganz eigenartig ist wiederum, wie bei „Weltall und Menschheit“ der Überblick über die Welt. Was im Zusammenhang steht mit den neuesten kulturgeschichtlichen Charakteren der Welt sind sehr eine Fülle älterer Darstellungen aus den verschiedensten Zeiten, mit seinem Verständnis ausgestattet und gleich allen Abteilungen vortrefflich wiedergegeben, wie überhaupt die ganze vornehme Ausstattung des Werkes seinen Inhalt entspricht.

Das neue Werk behandelt textlich und illustrativ völlig neue Gebiete:

Es gibt im Zusammenhange eine gemeinverständliche Darstellung der Tätigkeit des Menschen von den Ursprüngen bis zur Höhe der jetzigen Kultur. Es erschließt auf den Ergebnissen wissenschaftlicher Forschungen aufgebaut ein in ähnlicher Form bisher noch niemals behandeltes Thema: Die Erde und ihre Schätze im Dienste der Menschheit.

„Der Mensch und die Erde“ enthält ca. 4000 vom Verlage bisher noch nirgends veröffentlichte schwarze und farbige Illustrationen.

Für die Besitzer von Hans Kraemers früherem Werke: Weltall und Menschheit ist „Der Mensch und die Erde“ von größtem Interesse.

Bisher liegen der erste und zweite Band vor, die weiteren 8 Bände erscheinen in 5-6 monatlichen Pausen

Neu Preis pro Band in Ganzleder-Prachtband mit eingelegerter echt versilberter Plakette 18 Mark

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Berlin W. 57.

Deutsches Verlagshaus Bong & Co.